

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Pulcinella. Novelle von E. Vely. (Fortsetzung und Schluß.) — Vorbereitungen zur Hochzeit. Von W. de la Guardia. — Hamburgische Skizzen. Von Ilse Frapan. — Das Konzert. Von Detti. — Literarische Charaktere. Von L. Hiemssen. III. Victor Blüthgen. — Mosaik. — Unsere Illustrationen. — Die Mode (mit Abbildungen). — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Februar (mit Abbildung). — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 41. — Korrespondenz. — Für die Fastnachtszeit.

Pulcinella.

Novelle von E. Vely.

(4. Fortsetzung und Schluß von Seite 54.)

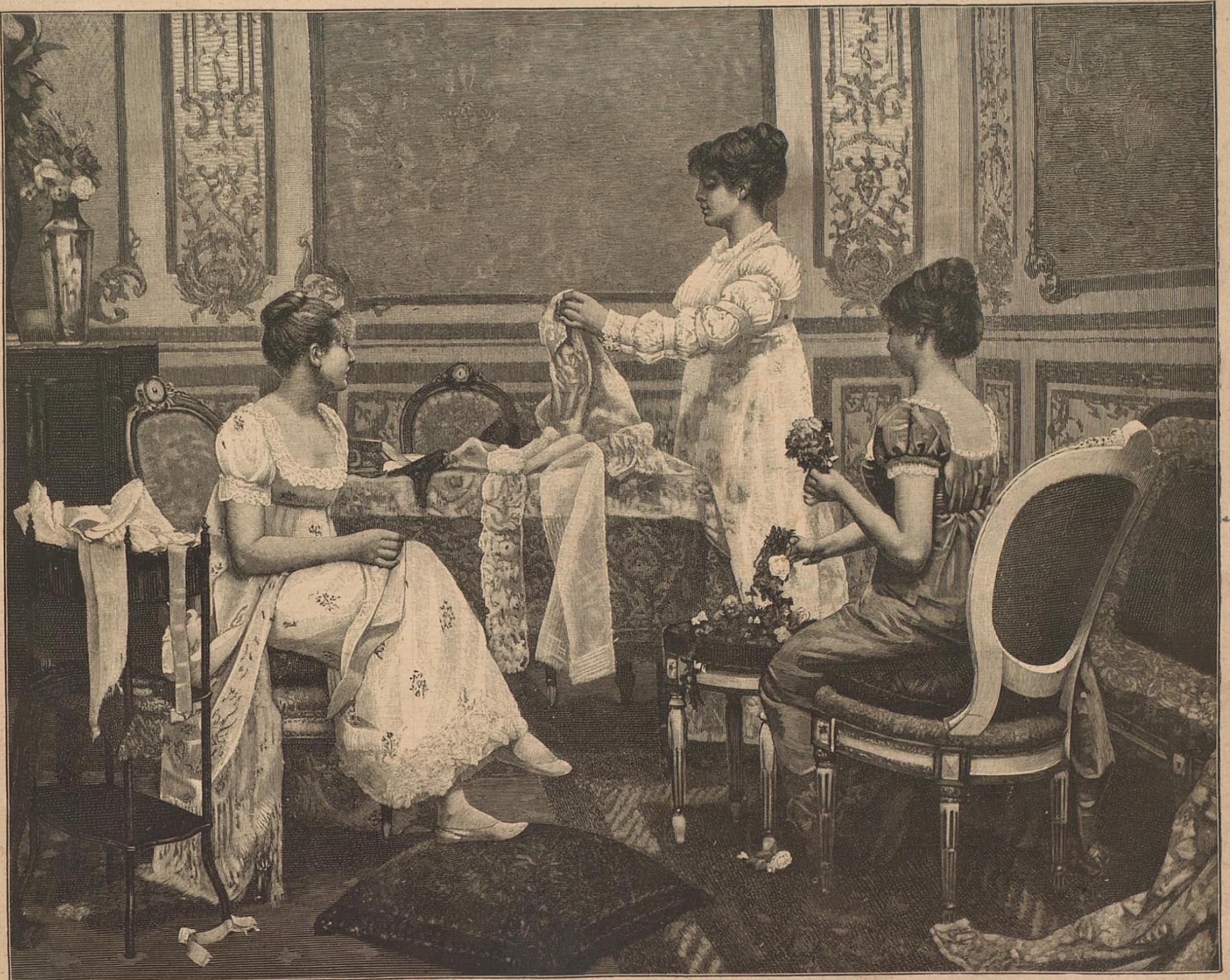
„Ich kehre seit dieser Dämmerstunde,“ fuhr Velding in seiner Erzählung fort, „oft zur Tante Fredegunde zurück; es war mir eine Erholung, der Madame gegenüber zu sitzen und von Gerhardine zu reden. Sie ließ mich auch,

wenn zufällig ein Brief aus Mecklenburg kam, denselben lesen. Immer ruhige Freude an reger Pflichterfüllung und ein seliges Mutterglück sprachen daraus. Siehst du, Tante Fredegunde, schrieb sie einmal, die Alten pflegten zu behaupten, die Götter erfüllten nur einen Wunsch im Leben — mir haben sie Zufriedenheit gegeben — ist das nicht eins der höchsten Güter?“

Sie kam in demselben Winter für wenige Tage zum Besuch Tante Fredegundes. Ich hatte derselben mitgeteilt, daß ich's für besser hielte — für mich — denn an Gerhardines

Ruhe zweifelte ich ja nicht, sie gar nicht zu sehen. Aber ihr Kind —

„Das zeige ich dir!“ sagte meine alte Freundin. Und sie kam in ihrem ganzen altväterlichen Puz auf die Promenade. Sie kennen Byrons tief ergreifendes Gedicht an Inez, er sieht mit Herzbrechen das Kind der einst Geliebten, es lächelt und er küßt es um der Mutter willen, obwohl ihn die Ähnlichkeit an den Vater erinnert, es hat aber die Augen von der Frau, die ihm teuer trotz Trennung und Entfugung.



Vorbereitungen zur Hochzeit. Von W. de la Guardia.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild vom 1. Februar.

Das war meine Empfindung: Eifersucht, wildes Weh dem unschuldigen Geschöpf gegenüber, aber auch ich mußte es an mein Herz pressen:

„But then it had its mothers eyes —
And they were all to love and me“

„Sie ist wirklich zufrieden,“ sagte mir die alte Frau, als Gerhardine wieder abgereist war. „Ich habe nun selber gesehen, daß sie so wahr geliebt ist, wie sie immer gewesen, wie damals, als sie an meiner Schulter weinte über die Unerbittlichkeit des Schicksals, das euch Trennung auferlegte.“

Was blieb mir? Wenn die innere Stimme nicht schweigen wollte, so mußte ich sie wenigstens zu betäuben suchen. Ich fand lustige Gesellschaft genug, welche bereit war, mich darin zu unterstützen, nicht niedrige, lebenslustige, und ich war bald ein gerngesehener Gast in den reichen Bürgerfamilien, die ein Haus machten, und auch nicht blind für die Freundlichkeit, mit dem mir Eltern heiratsfähiger Töchter und diese selber entgegenkamen.

Da war auch ein reicher Industrieller, der mich in seine Familie eingeführt hatte. Er war ein Mann aus dem Volke, ein Zimmergefell gewesen. Fleiß, Unternehmungslust, eine wichtige Erfindung hatten ihn belohnt, steigen lassen, ihm Millionen gebracht. Drei Töchter wuchsen wie Prinzessinnen im Glanz seines Hauses auf, ihre Mutter war eine arme Näherin gewesen, und während Friedrich Wolther selber sich alle gesellschaftliche Tournüre angeeignet hatte, war seine Frau nie über die Schüchternheit, das Tückische hinaus gekommen; sie fühlte sich bedrückt von dem Glanz und nahm immer die bescheidenste Stellung in ihrem Hause ein und suchte das verborgene Plätze.

Die kleine dürftige Gestalt war immer fremd zwischen den Kosokomöden ihres Boudoirs und den Atlas- und Spitzengehängen ihres Schlafzimmers und keine deutsche Gesellschaftlerin hatte vermocht, sie richtig sprechen zu lehren; keine Französin hatte sie über das bon jour hinausgebracht. Sie stand zwischen den eleganten Damen, welche ihr zum Verkehr aufgezwungen wurden, in der Haltung, wie sie vor zwanzig Jahren ihre Arbeit überreicht haben mochte und sie blickte auf ihre Kinder, wie auf fremde Wesen. Wie man die Namen, welche sie ihnen in bescheidenen Verhältnissen gegeben, Konradine, Henriette und Elise, in wohlklingendere verwandelt hatte, so waren sie ihren Begriffen entwachsen mit dem Sprechen der andern Sprachen und den hundert Dingen, welche eine moderne Erziehung junge Damen treiben läßt. Man sagte, es sei Frau Karolins heimliches Vergnügen, Kleider für arme Kinder zu nähen mit all der peinlichen Accurate, welche frühere Arbeitgeberinnen verlangt hatten.

Friedrich Wolther, ein blonder deutscher Niese mit gewaltig großen Händen, trug einen heimlichen Groll über die Unfähigkeit seiner Frau, als Millionärin zu glänzen, und ermunterte seine Kinder zu einem recht lauten, auffallenden Wesen, um die Frage nach Frau Karoline vergessen zu machen; kein Wunsch blieb ihnen versagt. Er war übrigens ein anständiger Charakter, hatte sein Geld durch Fleiß und die Kunst Fortunat erworben und wußte es zusammen zu halten.

Wir Besucher des Woltherschen Hauses amüsierten uns dort stets prächtig. Die eine der Töchter war hübsch, Lisabetta ist es ja noch, und sie gefiel durch ihre natürliche Mutterkeit. Alle jungen Leute, welche in dem Woltherschen Hause verkehrten, machten ihr den Hof; sie zeichnete mich mit der Unbefangenheit, welche nun einmal ihr Wesen ausmachte, allein aus. Ich duldete das, ja nahm es hin, wie einen pflichtschuldigen Tribut, nachdem mir das eine große Glück versagt worden, war jede kleine Entschädigung eine Genugthuung. Die Bekannten, die Familie Wolther erwarteten eine Werbung, ich dachte nicht daran, das Spiel aufzugeben, in dem man um mich warb.

Da kam ein Maskenball heran, ich besuchte ihn im Kostüm eines Pulcinella. „Ah,“ sagte Eleonore, sich der Begegnung im Glaspalast und des Passinischen Karnevalbildchens erinnernd, „ah, nun kommt die Erklärung, denn, offen gestanden, ihr Benehmen vor dem Passini erschien mir wunderbar!“

„Nur noch wenig Geduld, gnädige Frau! Niemand erkannte mich in dieser ziemlich unschönen und drolligen Maske; sie zeugte nicht davon, daß mich Eitelkeit bei ihrer Wahl geleitet, sie verdeckte ja die Figur bis zur Unkenntlichkeit, erlaubte aber auch deshalb die unsinnigsten Scherze. Während meine Kameraden sich in stattliche Ritter- und Opernkostüme gesteckt hatten, mit dem Wunsch, bewundert, erkannt zu werden, trieb ich mich neckend im Saale hin und her, machte hier Neugierige, dort Böse. Auch Lisabetta nahte ich mich, freilich dann erst, als der Champagner meine Stimmung erhöht hatte. Sie war nicht heiter, die sonst stets Übermütige. Ich glaubte den Grund zu erraten, sie hatte vergebens gehofft, versucht, mich in dieser oder jener schönen, interessanten Maske zu entdecken und endlich gewahrt, daß sie überall auf Enttäuschung stieß, daß ich nicht anwesend sei, oder doch ihre Nähe nicht suchte.“

Dies kindliche Sichgehenlassen, statt wie andere sich selbst Beherrschende eine lächelnde Maske vorzunehmen, rührte mich, nichts schmeichelt dem Manne ja so sehr, als der Gedanke, Interesse, Neigung einzulösen. Nun umtänzelte ich sie neckend, die sehr niedlich ausah in ihrem italienischen Kostüm, einer echten Ciociaretracht; sie erkannte mich nicht, wehrte erst unmutig meine Scherze ab, hörte mich dann aber an, als ich meinen eigenen Namen einmischte. „Geh! sagte sie, der welchen du nennst, ist nicht besser, als alle Männer, heute machen sie hier den Hof, morgen dort.“

„Er nicht, an den du denkst!“

Sie senkte den Kopf, seufzte und flüsterte: „Was weißt du davon?“ —

„Vielleicht hat er mich beauftragt.“ Sie sah mich argwöhnisch forschend an und unterbrach mich: „Ist er nicht hier? Ist er krank, was weißt du von ihm, Pulcinella?“

Das arme Kind, welches sich so unbefangen in die Hände eines andern gab, rührte mich.

„Ich weiß, daß er sich deiner Neigung freit, Ciociarella —“

„Oh — oh, stammelte sie, wie verschämt. Mehr weißt du nicht?“

Die Eitelkeit, mich so geliebt zu sehen, der Champagner, das Menschengewühl, die Maskenfreiheit, es wirkte alles.

„Noch mehr willst du wissen, Lisabetta? Nun, ist's nicht genug, wenn ich dir den Trost gebe, daß er deine Gefühle teilt?“

Ein leiser, jauchzender Laut. Wir saßen unter einer Gruppe Palmen, halb verdeckt, dann ein hastiges Aufspringen der zierlichen Gestalt, sie neigte sich fast mit ihrem Munde bis an mein Ohr. „Bist du wirklich mit dieser Botschaft beauftragt?“ Ich ließ mich auf ein Knie nieder und wollte das Pagenlied aus den Hugenotten parodieren. Da hob sich die kleine energische Hand und riß mir die Maske ab.

„Sie selbst, Lothar, Sie selbst?“ rief sie mit einem neuen Schrei, und dann lief sie davon. Ich erhob mich, ein wenig konsterniert allerdings, aber das ging rasch vorüber unter dem Trost: „Die Kleine hat das alles ja natürlich für einen Maskenscherz genommen, wie könnte sie anders.“

Nach der Demaskierung begrüßte ich sie und die Eltern fröhlich. Niemand hatte gerade mich in dem Pulcinella gesucht; ich war des Treibens dann bald müde und ließ mich eben in der Garderobe den Mantel umlegen, als Herr Wolther mir auf die Schulter klopfte.

„Unser Wagen hat einen Platz für Sie!“

„Sehr gütig!“ Es war wirklich eine schneefalte Nacht und ich hatte von der Woltherschen Villa, eigentlich einem kleinen Palast, nur wenige Schritte zu meiner Wohnung. Im ersten Gefährt nahm die Mutter mit zwei Töchtern Platz, in das andere hob ich Lisabetta und folgte dann ihrem Vater.

Es wurde kein Wort auf der kurzen Fahrt geredet. Als wir hielten, sagte Herr Wolther: „Oben erwartet uns noch ein Glas Champagner!“

Diesmal sträubte ich mich, da schlüpfte Lisabettas Hand in die meinige, ich konnte dem leisen Druck nicht widerstehen.

Wir fanden Frau Karoline mit Konny und Harriet bereits in dem kleinen Saale, den ein großes Familienbild von Künstlerhand schmückte, zärtlich aneinander geschmiegt Vater, Mutter und Töchter, und hier auf der Leinwand hatte die Hausfrau, Dank dem Maler, eine damenhafte Haltung.

Ein Diener arrangierte einen Tisch mit Gläsern und trug Eis herbei, die drei Anwesenden sahen uns lächelnd an. Ich stand etwas erstaunt da über den sonderbaren Einfall, jetzt noch im eigenen Hause die halbdurchschwärmte Nacht zu einer völligen nuit blanche machen zu wollen. Ein Wink des Hausherrn ließ den Diener verschwinden.

Wolther stak in einem prächtigen Landsknechtstüm, die kleine Weisnätherin zeigte sich als eine sehr linksche Renaisancebabe, die Töchter standen als Ophelia, Preziosa und Ciociarella unter dem Familienbild und ich sah als Pulcinella erwartungsvoll auf den Hausherrn, welcher begann: „Auf dem Maskenball, mein lieber Herr Lieutenant, war nicht der rechte Ort, ihnen das Jawort zu geben, länger als bis jetzt aber will ihre ungestüme kleine Braut nicht warten! Machen wir's schnell! Mutter, Kinder, gratuliert den beiden, Lieutenant Velding und Lisabetta sind ein Brautpaar.“ Pulcinella stand betroffen in der Mitte, mechanisch mit der Linken Lisabetta, die an seine Brust gesunken war, umfassend, mit der Rechten die Händedrucke der Glückwünschenden erwidern — eine neue einträchtigliche Familiengruppe.

Lisabetta hatte den Maskenscherz für Ernst genommen und ganz unberechtigt war sie ja auch nicht dazu gewesen. Und als das Glückwünschen vorüber war und ich in ihre lachenden Augen sah und der rote, frische Mund ganz unbefangen sich dem meinigen näherte, da nahm ich's momentan leichter, als Schickung. Es ist schon häufig dagesesen, daß der Irrtum zum Ehefester geworden ist. Und Herr Wolther malte uns, sein Champagnerglas hebend, eine so goldglänzende Zukunft! Seine kleine „Lise“ solle den Troussseau einer Prinzessin und das Nadelgeld einer Gräfin haben, obwohl ich ihm nicht einmal ein kleines „von“ zu brächte, aber da seien ja noch zwei Töchter, welche das gut machen könnten.

Im Morgengrauen verließ ich das Haus, diesmal den Wagen ablehnend; in meinem Narrenkostüm lief ich über die schneebedeckten Straßen, bis ich ruhig geworden war und zu mir selber sagen konnte: „Was denn? Du folgst nur ihrem Beispiel und heiratest, wo du geliebt wirst, und du hast jetzt auch einen Beruf, eine Pflicht: Glücklich zu machen.“ Ich am Mittag meine Braut wieder begrüßte, eilte ich zu Tante Fredegunde, zu ihr, welche so viel Geduld mit mir gehabt hatte all' die Zeit her und zu welcher ich einzig und allein meine Mißstimmung hatte tragen dürfen, weil sie das Verständnis dafür hatte; sie sollte nur den Segen sprechen. Ich fand sie in Thränen, eine Depesche in den Händen.

„Lothar, mein Sohn, mich hat es weinen gemacht, und Gerhardine wird von Herzen betrübt sein, aber was dem einen sein Schmerz, ist dem andern seine Freude — in dieser Nacht ist Doktor Arensberg plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben.“

Womit ich antwortete? Nun, mit einem grollen Ge-

lächter. Die gute Frau mußte denken, ich sei plötzlich wahnsinnig geworden bei dem Gedanken, daß Gerhardine nun frei sei.

„Nein, nein, nein! ich lache darüber, wie köstlich das Schicksal es versteht, mit mir Fangeball zu spielen! O, Tante Fredegunde, in dieser Nacht, welche Gerhardine zur Witwe gemacht hat, habe ich mich als Pulcinella mit Lisabetta Wolther verlobt.“

„Armer, armer Junge!“

Wir hatten in der nächsten Stunde nichts mehr miteinander zu reden, dann küßte sie mich auf die gesenkte Stirn, als habe sie dabei ein frommes Gebet auf den Lippen und ich ging ins Haus meiner Schwiegereltern und bat recht dringend, daß man uns doch in sechs Wochen heiraten lassen möge. So kam's. Seine Blicke richteten sich nach der kleinen Gestalt im Salon, die eben fröhlich in die Hände klatschte, und Eleonore dachte, daß sich Lisabetta sicher in eben dieser Weise über ihre Brautchaft gefreut habe, über den Sieg über die andern.

Meine Kameraden zollten mir Beifall, und innerhalb vierzehn Tagen waren zwei andre Lieutenants meinem Beispiel gefolgt und Papa Wolther tröstete sich auch hier über das mangelnde kleine „von“.

Die drei Schwestern heirateten an einem Tage. Frau Karoline war förmlich eine andere geworden, als sie unter der Wäsche ordnete, welche die Bräute zur Ausstattung bekamen, die Toiletten überließ sie Sachverständigen.

Große Feste, von denen die Stadt ein Jahr redete, und ein Legat für die Armen.

„So ging's zu, Frau Eleonore!“ . . .

Am folgenden Morgen hielt ein Wagen vor der kleinen Villa am englischen Garten, aus dem Frau Lisabettas lachendes Gesicht sich bog, während Eleonore pünktlich beim Heranrollen desselben aus der Thüre trat. Die Spazierfahrt war am Abend vorher verabredet.

„Zuverlässig sind Sie! Wie ich das an Ihnen bewundere! Sie brauchen es am Ende nicht zu sein, dann würde man es Sentimentalität nennen!“

Eleonore nahm lachend ihren Sitz ein.

„Alle Welt würde nicht so liebenswürdige Gründe finden, als Sie, gnädige Frau.“

Der Wagen rollte in die Anlagen.

„Ich habe schon eine That hinter mir,“ sagte Lisabetta und zog ihre Handschuhe glatt, „ich habe Fräulein Cecile fortgeschickt.“

„Ach —“

„Es mußte sein! Denken Sie doch, daß ich sie gestern abend, nachdem die Gäste gegangen waren, in Thränen fand und zweimal die gleiche Frage an sie richten mußte. Heute morgen beim Frühstück suchten ihre großen Augen wieder meinen Mann, ich merkte es deutlich; er erschien nicht und Mademoiselles Niedergeschlagenheit nahm zu. Ich liebe keine langen, diplomatischen Verhandlungen. Fräulein Cecile, sagte ich, Sie waren gestern Abend bei schlechter Laune, weil der Hauptmann sich anderweit unterhielt, und Sie sind es jetzt, weil er nicht da ist. Und eigentlich habe ich Sie zu meiner Unterhaltung engagiert.“

Ohne zu erröten, sprach sie von ihrem großen Interesse für Lothar, und ich bat sie, dasselbe in die Ferne zu verpflanzen, was ihr, mir und dem Gegenstand besser sein würde. Und ohne Entgegnung ist sie gegangen, voilà!“

Eleonore dachte, wie eigentümlich es sei, daß diesem Manne so viele verschiedenartige Frauen Neigung, Interesse, Freundschaft entgegen brächten, ihm, der indifferent gegen die Gegenwart, nur in der Vergangenheit lebte.

„Werden Sie Ihrem Herrn Gemahl den Grund sagen?“

„Freilich! der ist unempfindlich für uns alle! Ich denke mir, daß er eigentlich nie ein Herz gehabt hat, das ganze Muhamedsche Paradies mit all' seinen Houris liebe ihn kalt. Wie gefällt ihnen Baron Rotte? Ein lustiger Gesellschaftler, wie? Glauben Sie, daß mein Mann es ertragen könnte, mir in wahnsinnigster Weise den Hof machen zu sehen? Mir sind schon die tollsten Einfälle gekommen, nur um ihn aus seiner Ruhe zu bringen! Wo andre Männer an Duellen denken würden, würde er mich mit der harmlosesten Verbeugung von seinem Gegner zu Tisch führen lassen.“

Eleonore hob warnend den Finger. „Nicht mit dem Feuer spielen!“

„D nein, aber in die Asche blasen, um zu versuchen, ob noch Funken emporzusliegen vermögen.“

Eleonore mußte noch eine Stunde lang das bunteste Geplauder anhören, Mode, Gesellschaften, Chronique scandaleuse, Kunst und wieder Mode. Dann bat sie vor der Schadschen Gallerie abgesetzt zu werden. Im Wagen nahm sie Abschied von Lisabetta.

„O, wir müssen uns wiedersehen! Sie sind mir so sehr sympathisch, Sie müssen uns auf dem Lande besuchen, ja?“ Und dann unzählige Händedrucke, im Abfahren noch eine Rußhand.

„Sie ist nicht schlecht, sie hätte mit all' den Anlagen eine andre werden können, aber in seinem Herzen lebte Gerhardine,“ dachte die Gehende. Sie hatte einige Räume der stolzen Sammlung, die echtes künstlerisches Interesse und Verständnis zusammengebracht, durchschritten, als Lothar Veldings Stimme neben ihr sagte:

„Glaubten Sie wirklich, ich ließe Sie heut Nachmittag reisen, ohne daß Sie um den Schluß wüßten?“

„Ich meine, ihre Geschichte sei zu Ende. Es war von tragischer Wirkung, was sich da in dem Witwenstübchen der Frau Fredegunde abspielte!“

„Es giebt aber noch eine Episode.“

Er führte sie in den letzten Raum und nahm neben ihr Platz.

„Ich sah den Wagen hierher fahren und folgte ihnen.“
Sie las aus seinen Zügen, daß er eine schlaflose Nacht verbracht haben mußte.

„Sie haben gelitten; unsre gestrige Unterhaltung hat Sie aufgeregt.“

Er zuckte die Achseln, ein nachlässiges: Was liegt daran? sprach aus dieser Bewegung.

Dann erzählte er: „Wie unsre junge Ehe wurde, können sie ohne besondern Kommentar wissen, sie war bald so, wie sie heute ist. Jedes geht seinen Weg, ohne besonders viel Rücksicht auf den andern. Mit der Moral haben wir einen ehrlichen Pakt geschlossen und die Welt hält uns somit für glücklich. Lisabetta ist es auch, sie hat so viel neue Toiletten als sie mag, füllt ihr Haus mit vornehmen und berühmten Leuten, läßt sich in aller Ehrbarkeit den Hof machen und fragt nicht, ob ihr Mann diese oder jene Unbequemlichkeit bei solchem Arrangement empfindet.“

Wie vorhin erhob Frau Leonore den Finger. „Seien Sie nicht zu gleichgültig! Lisabetta ist besser beanlagt, als Sie denken. An Ihnen und den Verhältnissen lag's, daß sie auf diese Wege gedrängt wurde. Aber ihr Herz kann plötzlich hungern — haben Sie Mitleid mit ihr.“

„Ach nein,“ entgegnete er mit einem halben Lächeln, „Lisabetta ist noch heute nach vieljähriger Ehe das Kind, welches Pulcinella die Maske abriß und dann zum Vater beichten lief. Und überdies hat sie das ehrbare Blut des ehemaligen Zimmermanns in den Adern, und Frau Karoline hat auch nie Thorheiten in ihrem Leben begangen, außer der, eine reiche Frau zu werden. Die laute Fröhlichkeit ist mit des Vaters Lust zu schreien verwandt; daß sie niemals die Haltung einer Dame bekam, ist mütterliches Erbeil.“

„Um ihrer Darwinschen Theorie vom Gesetz der Vererbung völlig zu genügen, müßten Sie genealogische Studien in der Familie des ehemaligen Zimmermanns und der kleinen Näherin treiben,“ sagte Leonore und blickte nach der Kopie von Tizians irdischer und himmlischer Liebe hinüber.

Er zuckte wieder die Achseln. „Was kommen muß, muß kommen! Ich will nicht von ihr sprechen, sondern — ich sah Gerhardine nach fünf Ehejahren mit Lisabetta wieder — mein Gott, sie dünkte mich schöner, begehrenswerter als je. Meine Liebe war nicht gestorben, sie war zur rasenden Flamme emporgelohet und ich fühlte mich stark genug, alle Hindernisse zu besiegen.“

In dem Stübchen Fredegundes bekannte ich ihr das auf den Knien. War ich bei meiner ersten Liebeserklärung nicht bereit genug gewesen, jetzt sprach ich wie mit sieben Zungen. Ihre Hände zitterten einen Augenblick in den meinen, schon glaubte ich, als unsre Blicke ineinander tauchten, sehnsuchtsvoll, sie sei besiegt, sie würde endlich, endlich an mein Herz sinken.

Was gab mir die Erregung, die verzweifelte Liebe nicht für Argumente; ich schilderte ihr jene unfreiwillige Werbung, ich sprach ihr von der freudlosen Ehe an der Seite eines ungeliebten Wesens, von dem Unverständnis, das Lisabetta für mich, ich naturgemäß für sie habe, Lisabetta würde froh sein, ein Band zu lösen, das nur drückte, sie würde durch eine neue glänzende Verbindung sicher entschädigt, beglückt werden, der Himmel selber habe diesem Bunde sich abgewandt, nicht einmal ein Kind sei da, das mich mahnen könne, auszuhalten, um feinetwillen.

Da bekamen die stahlblauen Augen plötzlich wieder einen andern Ausdruck, wie ein Erschrecken ging's durch ihre Glieder. Sie richtete sich auf und sagte mit tiefer Stimme: „Das Kind, das Kind, ja!“ Dann trat sie von mir zurück und streckte die Hände weit von sich ab, wie an jenem Morgen im Sonnenschein unter der Tannenlaube im Heidesand. „Lothar, Lothar, du hast eins zu erwähnen vergessen. Mein Wahlpruch ist der, daß man da stehen solle, wohin uns die Pflicht gestellt, und sie glitt hinaus und kam zurück, den Knaben an der Hand und drückte den Blondkopf gegen ihre Brust und sagte mit einem strahlenden Blick: „Hier ist meine Pflicht, mein Knabe soll das Bild seiner Mutter schattenlos sehen! Lothar, willst du diesen Ehrgeiz verdammen?“

Ich schlich hinaus, und ich bin nie wieder zu Frau Fredegunde zurückgekehrt; ich konnte den Namen Gerhardine nie mehr hören, und Sie sind die einzige, gegen welche ich seit all den Jahren gesprochen. Jenes Karnevalsbild hat's vielleicht verschuldet, vielleicht auch eine gewisse Sympathie. Und nun haben Sie wirklich das Letzte gehört.“

In Leonores Auge schimmerte eine Thräne; sie streckte ihre Hand aus und legte sie in die Lothars und sagte leise: „Ich danke ihnen, mein Freund!“ Und er küßte die Finger und sagte: „Das Wort ehrt mich. Ich danke, Freundin Leonore.“

Sie hatte keine Aufmerksamkeit für all ihre Lieblingsbilder, als sie an seiner Seite zurück durch die Räume schritt, draußen wehrte sie auch seine Begleitung ab.

„Ich muß allein sein, ich beschäftige mich ja doch mit Ihnen, und ihr!“

„Sie verboten mir gestern, zu Ihrer heutigen Abreise nach dem Bahnhof zu kommen, gilt das noch?“ fragte Lothar.

„Ja! denn es werden viele da sein, von denen ich lachend und scherzend Abschied nehme, und ich möchte Sie nicht unter denselben sehen.“

„Sie wollen es so?“

„Leben sie wohl!“

Sie wandten sich nach verschiedenen Richtungen, wie sie nun beide auch das Leben wieder auseinander führen sollte. Frau Leonore schritt einige Stunden später, von einer heiter plaudernden Gesellschaft umgeben, dem Abendzuge zu,

welcher sie nordwärts führen sollte: ihre Gastfreunde, Kollegen, eine bedeutende Bühnen-Künstlerin, Maler. Ein junger Neffe von ihr, ein Studiosus, keuchte unter einer Blumenlast, die der Scheidenden gesendet war.

Man sagte das Herkömmliche, wie Ankommen so schön und Abreisen so mißstimmend sei, man lachte über die Scherze des witzigen Genremalers und das Wort „Wiederssehen“ wurde die herkömmliche Parole.

Der junge Student der Medizin tapezierte das Coupee mit den Blumensträußen und einer der Künstler meinte, das sei ein neues malerisches Motiv, das sich ein Franzose nicht entgehen lassen würde, während ein anderer an der „Blumen-Rache“ erinnerte.

Beim ersten Zeichen zum Einsteigen klangen laute Zurufe über den Perron hin und Frau Lisabetta Velding zeigte sich, gefolgt vom Baron Rotto, der ein schönes Bouquet trug.

„Dieu merci!“ rief die lebhaftige Dame, „es ist wirklich noch Zeit zu einem Händedruck. Baron Rotto hat die Verspätung verschuldet und ich würde ihm nie verzeihen haben, hätte er meinen Abschiedsgruß für Sie verhindert!“

„Ich würde den Moment nicht überleben haben,“ beteuerte jener, „ein Sprung vor die Maschine —“

Lisabetta ließ ihre muntern Augen über die Gruppe fliegen, welche Frau Leonore umgab.

„Wie schade, daß die Zeit so kurz! Ich sehe da lauter Berühmtheiten, sie müßten mich sonst vorstellen!“

Ein Packträger trat heran, nannte den Namen der Abreisenden und überlieferte ihr einen Brief.

Dann viele Händedrucke, Lächeln, Dankfagen. „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ Tücherwehen und Rücken der Damen, Abschiedsrufe und Hutschwenken der Herren, Frau Lisabettas gelbes Kleid blieb am längsten sichtbar.

Leonore dachte an Velding, dem sie die Erlaubnis verweigert, sich am Bahnhof einzufinden.

„Es war besser so!“

Noch waren die beiden Türme der Frauenkirche dem Auge nicht verschwunden, als sie das Couvert öffnete, welches ihr unbekannte feste Züge trug. Ein Bild Veldings fiel ihr daraus entgegen, der geistvolle edle Kopf war prächtig getroffen.

„Zur Erinnerung an ein altes Beichtkind,“ schrieb er dazu, „das in Ihren Gedanken in der Gewandung eines Pulcinella einherzugehen verdammt ist. Hat's nicht besser verdient! aber daß Sie gesagt haben: Ich verstehe Sie, mein Freund, soll auch nicht vergessen werden.“

Die Rückseite des Bildes selber aber trug Schopenhauers Worte: „Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein gegen die der Reue, denn jene steht vor der stets offenen unabsehbaren Zukunft, diese vor der unwiderstlich abgeschlossenen Vergangenheit.“

Es war zwei Jahre später. Frau Leonore schritt durch die Anlagen des Georgenwall's zu Hannover; sie hatte dort auf einer Reise in den Harz Station gemacht, alter guter Bilder aus den königlichen Schlössern der Leinestadt und Herrenhausen halber, die so wenig Leute kennen und ansehen, daß sich der Kustos eines frühern Besuches von ihr erinnerte.

Es war eine heiße Mittagsstunde und der Aufenthalt unter den alten Bäumen angenehm; sie nannte im Stillen den Eindruck, welchen die Stadt macht, einen vornehmen und freute sich der wirksamen Architektur des Theaters. Es war ungemein still in der prächtigen Allee, nur eine alte weißhaarige Dame kam langsam vom äußeren Ende derselben heran.

Plötzlich dachte sie an Lothar und Lisabetta Velding. Dies war ja beider Heimatstadt. Aber was hätte es genützt, sich nach ihnen zu erkundigen. Sie würden jedenfalls in irgend einem vornehmen Badeort jetzt weilen, wo Lisabetta Pariser Toiletten zeigen konnte und ihr Gatte sich selbst überlassen war; von ihnen gehört hatte sie nicht wieder.

In der Frühe war sie heute schon einmal an die Münchner Bekanntschaft erinnert, als ihr Droschkentritscher sie auf die „Villa Wolther“, welche seitwärts von dem prächtigen, stundenweit ausgedehnten Gehölz, „der Eilenriede“, Hannovers Stolz, lag.

„Ein sechsfacher Millionär!“ fügte er hinzu und senkte wie zum Gruß seine Peitsche. „Und glauben Sie wohl, Madame, daß er mit mir zur Schule gegangen ist? Und daß, wenn ich wollte, ich heute noch ganz gut: Na, Friedrich, wie geht's dir?“ sagen könnte? Unjereins hat's nicht so weit gebracht, aber man hat doch auch seinen Stolz, daß so etwas in einem Waisenhaus hat groß wachsen können, was?“

Leonore nickte. Sie sah vor ihrem geistigen Auge eben jetzt Herrn und Frau Wolther, die ehemalige Näherin und die drei Töchter mit den ins Vornehmere übersehten Namen unter dem Familienbilde, alles, wie es Lothar Velding ihr so anschaulich geschildert, und ihn selber als Pulcinella. Alle Fenster des schloßartigen Gebäudes waren verhängt, die Besucher schienen ebenfalls in der Sommerfrische zu weilen.

Leonore hatte absichtlich dem Hauptmann nicht für seinen letzten Gruß gedankt; sie hielt es für besser, eine aufrecht erhaltene Beziehung wäre ihm später vielleicht peinlich gewesen, ihn an die Stunden in München erinnernd, wo die Aufregung und Stimmung ihn mittheilsamer gemacht hatten, als ihm angenehm war beim Zurückdenken.

Als die weißhaarige Dame unmittelbar neben ihr war, fiel ihr beim Stolpern über einen Kiesel ihr Sonnenschirm aus der Hand. Leonore bückte sich nach demselben und wurde mit einem Lächeln des lieben, alten Gesichtes belohnt.

„Danke, danke! Ja, solch zitterige Hände, und Sie haben

mir wirklich eine große Freundlichkeit erwiesen, denn ein bald siebzehnjähriger Rücken bückt sich nicht gern.“

Die Redelustigkeit der alten Frau veranlaßte Leonore, sich zu erkundigen, ob sie sich nicht weh gethan bei dem Fehltritt.

„O nein, meine Verehrte! aber ein kleiner Schrecken war's doch, und weil hier gerade eine Bank ist, so kann ich mich ja ausruhen.“

Der Schatten war einladend. Leonore folgte ihr und ließ sich neben ihr nieder.

„Eine Fremde?“ fragte das Mütterchen, und als das bejaht wurde, fügte sie hinzu: „Ich bin auch nur vom Lande hereingezogen, freilich damals noch mit meinem guten Mann. In der Heide, wo wir wohnten, war ich beweglicher, aber das Nichtsthum macht bequem und der Weg nach der Eisenbahn ist mir heute ordentlich schwer geworden; indes er ist belohnt, ich sah liebe, gute, glückliche Menschen auf ihrer Hochzeitsreise, ein Paar, das ich für meine Kinder halte, obwohl sie's nicht leiblich sind.“

Leonore blickte aufmerksam in das Antlitz der Greisin; sollte sie hier neben Hauptmann Veldings alter Freundin sitzen? aber die letzte Äußerung ließ bei ihr diese Annahme wieder als lächerlich erscheinen.

„Ein junges, glückliches Paar sehen ist immer herzerhebend.“

„Freilich! nicht der ehrwürdige Kopf, namentlich wenn sie so viel durchgemacht haben, so viel Hindernisse hatten, wie meine Kinder! Es ist eine alte Liebe, lang eine aussichtslos gewesen, und nun habe ich heute nach manchen Thränen der Wehmuth und des Mitleids echte Freudenthränen weinen können.“

„Tante Fredegunde, rief Leonore plötzlich, sind denn Lothar und Gerhardine wirklich noch ein Paar geworden?“

Nicht die Frage, die Anrede ließ die Greisin staunen: „Ja, woher wissen Sie denn plötzlich meinen Namen?“

Da schlossen sich die Hände der andern um die leise zitternden und freundlich sagte sie: „Erraten habe ich ihn, weil Lothar Velding mein Freund ist und mir viel, viel von Tante Fredegunde erzählt hat. Und nun muß die selber erzählen!“

Und das geschah mit einem zufriedenen Lächeln und dem Ausruf: „Wie doch die Menschen in der Welt zu einander kommen! Wenn Sie nun manches wissen, so brauche ich ja nur anzuknipfen. Ein Schlag war's freilich, daß Lothar sich gebunden hatte, als Gerhardine frei geworden war, aber sie trug es tapfer, so ehrlich entsagte sie zum zweiten Male jeder Hoffnung, wie das erste Mal. Sie haben sich auch noch wiedergesehen, als er längst verheiratet und sie aus den Witwenkleidern war. Was sie damals mit einander geredet haben, weiß ich nicht und fragte auch nie danach.“ Ein leises Lächeln spielte aber dabei doch um den welken, zahnlösen Mund, als habe sie sich selber eine Erklärung gegeben.

„Gerhardine ging stolz aufrecht wie immer umher, Lothar betrat jedoch meine Wohnung manches Jahr nicht.“

„Kränkte Sie das nicht, Tante Fredegunde? Sie müssen mir einmal ausnahmsweise diese Anrede verzeihen.“

„O wie gern! Bei vielen heiße ich so, es ist noch aus der guten alten Zeit! Ob mich's kränkte? Nun, Lothar mußte wohl seine Gründe haben und daß es nicht mir, sondern der Erinnerung galt und daß ihm etwas weh that, wenn er in das Stübchen trat, konnte ich mir ja wohl vernünftiger Weise sagen. Und seine Frau paßte nicht zwischen die alten wurmtüchtigen Möbel, sie hatte sich beim ersten Besuche gleich eine kostbare Spitze an einer Kommodenecke zerrissen und lobte nur das Spinnrad meiner Großmutter, das sie in einem Winkel entdeckt hatte. Was hätte er mit der bei der alten Fredegunde gesollt?“

Er war immer viel auf Reisen mit seiner Frau, es war in den beiden etwas Ruheloses, als hätten sie gar kein richtiges Heimatsgefühl gehabt. Dann später begann man über die Frau zu reden. Ach, die Menschen sind ja so schlecht und suchen immer gerade denen zu schaden, die sie beneiden, so auch wohl Frau Lisabetta. Denn können Sie, kann eine vernünftig denkende Frau es glauben, daß eine, welche einen ehrbaren Mann hat, sich von andern schön thun läßt?“

Leonore dachte an Lisabettas Äußerungen vom „in die Asche blasen, um noch Funken herauspringen zu lassen,“ arme Lisabetta!

„Nein,“ fuhr Frau Fredegunde fort, „so unglücklich wird sie ja wohl den armen Lothar nicht gemacht haben, und geduldet hätte der auch keinen Flecken auf seiner Ehre, das weiß ich. Unser Herrgott hat's dann aber auch am besten gewußt, was allen dienlich sein könnte, ihr, damit sie nicht auf schlechte Wege geriet, und ihm, daß er und noch eine andere, die es verdient hatte, auf dieser Welt, welche immer schlechter gemacht wird, als sie wirklich ist, noch glücklich würde.“

„Ja, mein Kind,“ unterbrach sie sich und drückte Leonore die Hand, „das dünkt Ihnen wohl wunderbar von einer alten Frau, welcher das Leben nicht viel mehr zu bieten hat, aber es ist doch mein völliger Ernst. Und nun wir so gut bekannt sind, müssen Sie mich heut Nachmittag zum Kaffee besuchen, wollen Sie?“

Leonore bejahte und die alte Dame fuhr fort. „Sich ins Leben schicken, wie es nun einmal ist, das ist die wahre Kunst, aber trotz alles Värmens, das viele Menschen machen, verstehen es wenige; Lothars Frau verstand es auch nicht. Und mit all dem heidenmähig vielen Geld ist weder sie noch er glücklich geworden! Ob es rechte Liebe gewesen ist, welche die beiden zusammengeführt hat? Nun, einen schönern, stattlicheren Soldaten konnte man nicht finden, als der Lothar

war. Aber daß sie nicht Carriere mit ihm machte und Frau Generalin Erzellenz wurde, lag an den Verhältnissen; sie wie der Schwiegervater kamen nicht über den Groll hinweg, daß er schon als Hauptmann den Abschied genommen. Man vergab ihm wie seinen Kameraden die Heirat nicht ganz.

„Und endlich,“ fragte Eleonore, „hat er sich frei gemacht von ihr?“

„Der liebe Gott that's!“ flüsterte Frau Fredegunde. „Isabella Welling ist eines Abends plötzlich am Spieltisch in einer glänzenden Gesellschaft in ihrer eignen Wohnung umgefallen, vom Herzschlag getroffen. Böse Zungen haben sich bemüht, von Gift und einem unseligen Liebeshandel mit einem Baron zu reden, aber da sind ja glücklicherweise die Ärzte mit ihren glaubenswürdigeren Aussprüchen.“

Die alte Dame faltete die Hände.

„Welch ein unseliger Tod! Erlöschen wie ein Zerklicht, als welches sie immer erschienen war! In dem einen Salon hat man getanzt, einen lustigen Walzer, während sie in ihrem luftigen Spitzenkleide schon tot in dem andern lag; nur einen Seufzer hat sie ausgestoßen, dann war's vorbei.“

Es war ein prächtiges Begräbniß, noch großartiger, als damals die Hochzeit, und draußen auf dem Friedhof steht ein lieblich schöner Engel mit einer Friedenspalme in der Hand auf ihrem Grabe, und Frieden hat sie ja nun wohl. Auf das Denkmal sind die Eltern stolz und man zeigt es als Ehrenschild der Fremden, denn es ist weit her, von einem berühmten Künstler aus Rom.

Lothar war nicht ihr Erbe; das was sie als Mitgift bekommen, fiel an den Vater zurück und auch all' die kostbaren Sachen hat er nicht behalten wollen, und nach Verlauf eines halben Jahres ist er nach Mecklenburg gereist und kam mit dem Jawort zurück, und in aller Stille sind sie vor wenig Tagen dort getraut und jetzt auf dem Wege nach der Schweiz.“

Eleonore drückte der alten Dame glückwünschend die Hand.

„Nun ist es doch noch gut geworden! besser, wie ich je gedacht.“

Im Herbst erhielt Frau Eleonore eine Sendung aus Venedig, einen Beitrag zu ihrer Kunstsammlung, eine prächtige Pulcinella-Figur von Bassini, und Lothar Welling schrieb dazu: „Sie wissen ja schon von Tante Fredegunde wie es endete; es ist aber jetzt ein neuer Anfang unsäglicher Glückseligkeit und Sie werden überdies von Gerhardine und mir feierlichst ermächtigt, das Pulcinellathema zu benutzen; jetzt wird ja keine schöne Leserin Thränen darüber vergießen müssen.“

Gerhardine und ich haben nun Posto gefaßt auf dem Platz, wohin die Pflicht uns gestellt, aber neben ihr steht die Liebe und kein Schicksalsschlag in Gestalt eines Pulcinella mit der Britische kann uns vertreiben.

Wollen Sie aber studieren, wie wahrhaft glückliche Menschen aussehen, so kommen sie im Oktober nach Mecklenburg zu Gerhardine, dem Burtschen Valentin und Ihrem Freunde Lothar.“

Hamburgische Skizzen.

II. Der Flectenkiefel.*

Es war die bekannte Figur. Der storchbeinige Gang in den harten steifen Knietiefeln, der lange eckige Oberkörper in der gestrickten engen Wolljacke, der zwischen die Schultern geduckte Kopf unter dem zerkniffenen, zerdrückten, einig blaugewesenen Südwester, und das alles unter einer halb getrockneten, halb aber noch nassen grauen Schlammkruste. Er schlenderte wie ein sorg- und zweckloser Spaziergänger dahin, aber dem Anschein widersprach der lange eiserne Haken, mit dem er gelegentlich den höckerigen, fetten Kanalgrund auftrafte, und dann natürlich das Terrain seines Spaziergangs. Kein anderer Mensch hätte sich das ausgesucht. Selbst die kleinen Straßenjungen, die sich mit der Leibesmitte über das tropfenbefäete eiserne Brückengeländer gehängt hatten, erlahmten in ihrer Teilnahme für ihn und seinen beneideten „Krempers“ und fingen an zu schauern in dem Nebel und der grauen Abenddämmerung.

Der lange Gesell stapfte weiter; es spritzte und gurgelte unter seinen schweren Sohlen, auch der Schlamm hat seine besonderen Laute, wenn er getreten wird. Manchmal mußte er einen Bogen machen um eine Stelle von verdächtiger Tiefe, die ganz unter schwarzem Wasser stand. Hin und wieder bückte er sich, um etwas aufzuheben, man sah nicht was, es hatte alles die Farbe des Bodens angenommen. Oft ward das Aufgehobene wieder hingeworfen; zuweilen ward etwas für würdig befunden, in den Sack gesteckt zu werden, den er um den Leib trug.

Der Weg ward nasser, je länger er ging; bald mußte Flutzeit sein, und die letzte seiner Arbeit für heute ein Ziel. Er schickte sich an, eine der schmalen eisernen Treppen zu ersteigen, die nach oben aufs Trottoir führten, als eine schrille Stimme von oben zu ihm herunterrief: „Herr Flectenkiefel!“

Der Mann hob mürrisch den Kopf in die Höhe und sah zwischen den Eisenstäben oben ein kleines, rotmaiges, mageres Kinder Gesicht eingeklemmt, das mit offenem Munde herunterstarrte.

„Herr Flectenkiefel!“

* S. S. 201 von 1884.

„Na wat wullt du?“ knurrte der Gerufene.

Das kleine Gesicht zog sich einen Augenblick zurück, kam aber gleich wieder nahe bei dem Treppchen zum Vorschein, dann klang es in ganz ruhigem, geschäftsmäßigem Ton: „Bitte, geben sie mich mal meine K'rallen* her!“

„Dummes Lüg! wo hev' ick din K'rallen?“

„Dar in de Schachel.“

Und unter einer gelben Schürze kam eine kleine, nicht sehr reinliche blaurote Hand hervor, und ein mageres Fingerchen zeigte stramm in die hinter dem Manne liegende Ecke. Mehr aus Instinkt und Gewohnheit denn aus Gefälligkeit drehte der Lumpensammler des Flects sich nach der bezeichneten Stelle um und gewahrte in der That nach einigem Umhersuchen etwas Helleres, Länglichrundes, das dort zwischen einem Pfahlstumpf und einer Hausmauer eingeklemmt lag; von oben mußte es kaum zu sehen sein.

„Du hast ja mächtig helle Kiekers**“, sagte er verwundert, und ging darauf zu. „An da sünd din K'rallen in?“

„Ja! ick hatt' sie erst mein klein Willi schenkt, aber nu hat er sie lang genug hatt', nu will ich sie gern wieder haben.“

Der Mann hatte die Schachtel mit dem Haken hervorgezogen, vorsichtig, sie hing nicht mehr fest zusammen. Wie ein Schmuclästchen sah sie nicht aus. Es war eine sehr große Spielzeugschachtel, schwer in der Hand, wohl nicht allein von eingezogenem Wasser. Als er den Deckel aufmachen wollte, fiel der obere Holzboden von selbst herunter und — mit einem Gluck fuhr der Mann zurück — eine bekleidete, vom Wasser noch nicht entstellte Kindesleiche lag darin! Hastig setzte er das Ding wieder nieder und that den Deckel darauf. Dann rief die kleine heisere Stimme von oben wieder: „Sind sie da nich in?“

„Nee!“

„Was is da denn in?“

„Dat geiht di nix an!“

Und er stieg schwer die eiserne Treppe hinauf, sein Haken klorrte auf den Stufen. Sogleich war das Kind neben ihm, ein etwa sechsjähriges kümmerliches Ding in einem schlottrigen Kleidchen und einem runden Gesicht wie eine Kartoffel.

„Herr Flectenkiefel, ick hab' sie aber da selbst rein gelegt!“

„In dee Schachtel nich!“

„Ja, in dee!“

„Gütt Deern, gah to Hus, di früst***“, sagte der Lumpensammler.

Die Kleine zog ihren Mund ganz breit und schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Sind meine K'rallen da wirklich nich in?“

„Dat hev' ick di nu all sösmal seggt, nee!“

„Un' klein Willi auch nich mehr?“ winselte sie.

Der lange graue Mann blieb plötzlich stehen und musterte das Kind von oben bis unten.

„Kind,“ sagte er eindringlich, „hest du dee Schachel wirklich allmal jehn?“

„Ja! auf unse Fensterbank! Früher war da Papa sein Hamer un sein Frittböhrer un sein Schruben un Nagels in, un nachher hat er das all ausgepakt un mein klein Willi da reingelegt.“

„Din Vadder het dat dahn?“ der Flectenkiefel schielte das Kind von der Seite an, „nich din Mudder?“

„Ach nee, min Mama is krank un liggt to Bed; aber sie dürfen es nich nachlawern, Herr Flectenkiefel,“ sagte die Kleine ängstlich.

„Jek will den Dübel da wat mit to dohn hebben! wo heet din Vadder?“

„Johann Jakob Janzen, un wissen Sie, midden in die Nacht, da wach ick mitens auf, denn in unser Stube is Licht, un Papa steht da an'n Fenster ganz angezogen un hat da die Schachel un pakt da was, aber ganz maufestill.“

Sie hielt inne, um den Popf wieder zu fangen, der ihr bei dem eifrigen Plaudern zwischen den Zähnen herausgeglitten war; als sie ihn mit Kopfschlenkern und Zungenaustracken wieder bekommen hatte, fuhr sie eifrig kauernd fort:

„Un da will ich das auch jehn un rus so leise: Papa, was machst du da? aber er hört nix, und laut kann ich ja nich rufen, denn sonst wach mein Mama nebenan auf. Un ich seh mich in'n Bett hin, un mitens geht er leise raus, un ich wupps aus'n Bett un lauf hin und kuck in die Schachel, un da liegt da mein klein Willi in, den wir erst vor fünf Tage gefriegt haben un sieht man elend aus mit die Augen zu. Und da kommt mein Papa wieder rein, un ich spring in Bett und sag nix. Un da hat er unsen alten Plattbolzen in eine Hand und in die andere unse Blumen von Papier, die er mal von Tante Anna schenkgefriegt hat und macht sie all aus'nanner un steckt sie um Willi sein klein Kopf un den alten Bolzen legt er auch mit rein, un geht raus. Da reiß ich mich flink meine blauen K'rallen ab, die ich immer mit zu Bett nehm, un leg sie an die Seite unter die Papiersnigel auch mit rein un sag: „da mein Willi! un ei' ihn so über, un da is er ganz eijg kalt in sein kleinen Nachrock. Un Papa nimmt en langen Tau un macht den Deckel von die Schachel zu und den Tau da um un das Fenster auf un sagt: „in Gott's Namen!“ un schmeißt die Schachel in'n Flect, daß es klatscht, und meine K'rallen sind da mit in.“

„Gütt Deern,“ sagte der Flectenkiefel und sah das Kind unbehaglich und mißtrauisch an: „hest du den Geschicht all mehr Lüd vertellt?“

„Nee,“ machte sie kleinlaut.

„Jes din Vadder to Hus?“

* Korallen, für Glasperlen.

** Augen.

*** friert.

„Ja, Vadder is nu immer to Hus.“

„Het keen Arbeit?“

„Nee, mein Papa kann ja nich gehn! sin Foot is so dick.“ Die Kleine zeigte mit beiden Armen ungefähr ihren eignen Leibesumfang.

„Worum dat denn?“

„Von 'n Riste, die ihm da aufgefallen is.“

„Din Vadder is woll Packer?“

„Ja.“

„Wohnst du hier nah bi?“

„Ja, gliest hier op'n Dovenfleet.“

„Jek gah mit di.“

Der Blappermund verstummte und die Unterlippe begann herabhängen, aber der Mann kümmerte sich nicht darum. Sie kamen an einen jener engen Höfe, die so niedrig sind, daß ein mittelgroßer Mensch nur mit tiefgebücktem Kopfe hindurchgehen kann. Der Flectenkiefel und das Kind waren beide an diese Kriecherei gewöhnt und kamen ohne Fährlichkeit hindurch. Am Ende des kellerig schmalen Ganges öffnete sich ein etwas geräumigerer Platz mit mehreren schmalen hohen, zur Seite oder vornübergeneigten haufälligen Häusern. Eine steile dunkle Sahlstreppe* mit hohlen unsicheren Stufen und einem Strick als Geländer führte zu Janzens Wohnung hinauf.

Das Kind war leichtfüßig voran gelaufen, der Mann folgte wie ein langer dunkler Schatten, vor dem die Kleine sich fürchtete, seit er zu sprechen aufgehört hatte. Es ging um plötzliche Ecken und feuchtanzufühlende Mauervorsprünge zwei, drei halsbrecherische Treppen hinauf; zuletzt blieb die Kleine stehen, — durch eine schlechtschließende Thür fiel ein schmaler Lichtstreifen auf die oberste Treppenstufe, die, nur halb so breit wie die übrigen, eine Art Schwelle bildete; wenn die Thür nach außen schlug, war man in Gefahr, hinabgefegt zu werden. Aber ein langer Mann wie der Flectenkiefel konnte die Thür von einer tieferen Stufe aus erreichen. Er griff über des Mädchens Kopf hinweg nach dem Drücker; ohne Klingel und Geräusch öffnete sich vor ihm ein dämmriger, von einer Küchenlampe erhellter Raum, und der lange Schatten schob sich hinein.

„Gu'nn Abend!“ sagte er.

„Gu'nn Abend,“ erwiderte eine verwunderte, nicht sehr laute Stimme, und ein Mann in Hemdärmeln und Tragbändern, der an einem eisernen Kochofen saß, — der Raum war eine Art Küche, — drehte dem Eintretenden sein breites, rundes aber bleiches Gesicht zu. Das Kind schlich hinter dem Fremden hervor und zu seinem Vater hin, dessen Schulter es mit einer halb trogigen, halb angstvollen Geberde umklammerte; es flüsterte eifrig in des Vaters Ohr.

„Setten Se sich!“ sagte der Mann am Ofen, „smietent Se de Blünnen** man vun de Rist dal, — ick kann nich god opstahn.“

Er blickte dabei auf seinen verbundenen rechten Fuß, der wie ein unförmiges Lumpenbündel aussah.

„Dat is nich god,“ sagte der Fremde kopfschüttelnd.

„Nee,“ erwiderte der andere einsilbig.

Dann hob er den Kopf auf, und beide Männer musterten sich einen Augenblick.

Janzen fragte seinen rothblonden dicken Backenbart.

„Min lütt Deern het doch woll nix ufreeten***?“

„Nee, dat geiht Se sülsen an.“

„Mi?“ ein dunkelroter Schein stieg langsam dem Manne in die Stirn, dann wurde er totenblau, und seine gutmütigen runden Augen flogen unruhig und unruhig an dem Fremden auf und nieder und nach einer Thür, seitwärts von seinem Holzstuhl. „Mi?“

„Se sünd woll bi't Koffeekafen?“ sagte der unheimliche Gast mit plötzlicher Behaglichkeit, — „o laten Se sich nich stüren!“

„Blot en beten opwarmen to'n Avenbrot,“ stotterte der andre in verlegenem Entschuldigungston.

„Se warden mi dat nich vör öbel nehmen, dat ick herkommen bin,“ warf der Besucher lauend hin.

„D nee,“ stammelte der Geängstigte, „ick weet man blot garnich —“

„Jek bin nämlich de Flectenkiefel.“

„D!“

Eine kleine Kohle zersprang knackend. Janzen fuhr heftig zusammen, seine Blicke flogen wieder nach der Thür, dann folgte eine erwartende qualende Pause.

„Jek drink 'n Tass' Koffee mit, wenn Se mi een anbeden dohn, — dat is verdüwelt schudderig hüt Abend,“ bemerkte der Fremde zuletzt.

„Geern! Phite, lang mal de stumm hendal!“

„De gele, Vadder?“

Dem Manne standen große Tropfen auf der Stirn, er wischte sie verstohlen mit dem Hemdärmel weg, — der Flectenkiefel piff kaum hörbar zwischen den Zähnen und klopfte wie zum Zeitvertreib auf seinen schmutzigen Sack.

„Got wat funnen?“ fuhr es dem andern wider Willen heraus.

Ein leises heiseres Lachen antwortete ihm.

„Wat Gods find't wi nich, blot Saken, de anner Lüd' nicht bruken könt, Strümp ahn Bodden † und versapne †† Buddels; nix as Nastram.“

Und plötzlich bog er seinen langen Leib zur Seite und

* Sahl eine besondere Art kleiner hochgelegener Wohnungen der Armen in Hamburg.

** Lumpen, alte Kleider.

*** verbrochen.

† Strümpfe ohne Haken.

†† ertrunkene Flaschen.



Das Konzert. Von Detti.

flüsterte mit unheimlicher Füstelstimme: „Seh hew wat funnen, wat Se tohört.“

Der Mann fuhr halb empor, dann sank die breitschulterige stämmige Gestalt hilflos und seufzend in sich zusammen. „Seh hew nix wegtohmieten,“ murmelte er.

„In’n Fleet,“ beharrte der andere und verließ ihn nicht mit seinen Funtelaugen. Dann mit dem Finger auf die Kleine weisend: „Nehmen Se sich vör dat lütt Gör in Acht.“

Der Vater starrte erst sie, dann den Fremden an, dann wieder die Thür nach der andern Kammer; seine Brust arbeitete heftig, dann aber legte er mit einer Geberde der Ergebung die breiten Hände auf dem Knie über einander und sah dem Fleetenknecht grade und offen in die Augen: „Mi het dat ahnt! Aber wenn da wat nah kümmt, mi is’t egal!“ Rifen Se mi an,“ er hielt seinen zerrissenen blauen Hemdärmel in die Höhe, „kiken Se sich üm hi uns, wo nix is, da het de Kaiser sin Recht verlaren! Ja, as ick noch bi

Gottschalk un Söhn Packer wör, da güng mi dat anners! Da wär mi of mal ’n Malör passeert mit ’n Stemmisen; dat wär mi da an asglitscht un har de Pulsader halv dörrch-sueden,“ er zeigte eine tiefe dunkle Narbe am linken Handgelenk, „un ick möt to Bed liggen; da kām uns’ jung Herr jülber un besäuk mi un gaw min Fra min Wochlohn, den ick nich verdeent har; de gode Mann har länger leben müßt, dat wär beter west vör veele Lüd’. Nun bin ick Packer an de Bahn, un wat geiht dat de Bahn an, ob ick mit min

fürs Haus." (Verl. von Alphonse Dürr in Leipzig), herausgegeben, und gemeinsam mit Julius Lohmeyer war er an der verdienstlichen Aufgabe, die „Deutsche Jugend“ mehr und mehr zu einer Musterzeitschrift für die heranwachsende Generation zu gestalten, emsig und hingebend thätig. Der Aufenthalt in Leipzig brachte ihn nun auch in persönlichen Verkehr mit Ernst Keil; dieser, ein feiner Menschenkenner, wünschte Blüthgens großes Talent ausschließlich für die Gartenlaube zu gewinnen und knüpfte dahingehende Verhandlungen mit ihm an. Sein jäher Tod, im Frühling 1878, unterbrach dieselben, hob aber ihre Wirkung nicht auf. Blüthgen trat nach Keils Hinscheiden wirklich in die Redaktion ein, blieb mehrere Jahre in derselben angestrengt thätig, und legte sein Amt erst nieder, als er fand, daß dasselbe seine Produktion fast völlig lahm lege. Während des Leipziger Aufenthaltes fand sich übrigens Gelegenheit, einen Theil seiner novellistischen Arbeiten in zwei Bänden unter dem Titel „Bunte Novellen“ (im Verlage von Bernhard Schilde in Leipzig) herauszugeben. Es sind die höchst beachtenswerten Dichtungen: „Das Lakemacher“, — „Eine Locke der Loreley“, — „Die schwarze Kaskade“, — „Der Recensent und die Nachtwächter von Rintelz“, fünf Novellen, in denen sich Blüthgens seine sinnige Eigenart, die Erscheinungen von Volk und Leben aufzufassen und, aus seinem Seelenpiegel zu reflektieren, aufs wohlthuendste ausprägt. — Seine lyrische Begabung erwies er fast gleichzeitig in dem, eingangs dieser Schilderung von mir erwähnten, bei Edwin Schloemp in Leipzig 1880 erschienenen Bande „Gedichte“, der namentlich in den Abschnitten „Stimmungen und Bilder“ und „Gedankenflüge“ viel Schönes, Tiefempfundenes und formell Vorzügliches bietet.

Dieses rege und vielseitige Geistesleben erhielt plötzlich einen festen Mittelpunkt in der rasch erwachsenen Liebe zu einer trefflichen und liebenswerten Frau, die die innige Neigung des jungen Poeten von Herzen erwiderte und ihm die Hand zum Bunde fürs Leben reichte.

Verhältnisse bedingten einen Wechsel des Wohnortes: Blüthgen siedelte nach dem reizend gelegenen Bade- und Villenstädtchen Freienwalde a. O. über und gründete sich hier ein trauliches Heim, das vom Zauber einer liebevollen Ehe und dem holden Reiz einer lieblichen Natur die schönste Verklärung empfing. Die Dichterausgabe pulsierte unter diesen Umständen voll und kräftig: in rascher Folge erschien eine Reihe von poetischen Schöpfungen, die Blüthgens Namen weit über das deutsche Vaterland hintrugen. Ich erwähne hier jene mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen, die Kinderseele in ihren Reigungen und Bedürfnissen aufs glücklichste erfassenden und befriedigenden Kinderbücher: „Kleine Sippchaft“, mit D. Pletsch gemeinsam verfaßt; „Schelmenpiegel“, mit reizvollen Illustrationen von Feodor Flinzer; „Im Flügelkleide“, mit Zeichnungen von F. Kleinmichel; „Jung Wieze“, illustriert von Werneister; „Kinderspiegel“, mit Bildern von E. S. u. a. m. An Erzählungen und Romanen zeitigte die neue Lebensperiode die schönsten und reichsten Früchte: die wahrhaft köstliche Erzählung „Ein Friedenslöcher“, ein Meisterstück humoristischer Darstellung, wie kaum ein zweites zu finden sein dürfte; den schönen, von schmerzhaftesten Lebenserfahrungen und bitterfüßen Erinnerungen durchwogenen Roman „Ein Preuße“, dessen eine, höchst lebensvolle und ergreifende Persönlichkeit, wie ich nicht zweifle, die Porträtszüge von Blüthgens edlem unglücklichen Vater trägt; endlich die durch ihr Lokalkolorit höchst überraschende, durch Fabel und Technik außerordentlich gewinnende amerikanische Erzählung „Poirethouse“ (Verl. von Wihl. Wiede, Groß-Dichtersfelde bei Berlin).

So reich diese Erträge der jüngsten Lebensperiode des Dichters sind (und Vieles mußte hier aus Mangel an Raum unerwähnt bleiben), so künstlerisch bedeutsam alle diese Werke erscheinen, dennoch glaube ich, daß er den Höhepunkt seiner poetischen Leistungskraft noch keineswegs erstiegen hat. Größeres und Schöneres noch, als er bisher geboten, dürfte von ihm zu erwarten stehen; aber schon jetzt zählt er zu den erfreulichsten Erscheinungen im deutschen Dichtertreibe, und in großer Zuversicht, etwas tief Erquickendes für Geist und Gemüt zu empfangen, nimmt jedesmal der Leser ein neues Buch, eine neue Erzählung von ihm zur Hand. — Wohl dem Dichter, von dem man das mit gutem Gewissen sagen darf! —

Ludwig Biemssen.

Mosaik.

Petersburg im Sommer.* Es giebt wohl kaum einen europäischen Großstädter, welcher der wärmeren Jahreszeit sehnsüchtiger entgegenfiehet, als der Petersburger, obgleich vielleicht gerade er — die wenigste Ursache dazu hätte. Denn der außerordentlich heiße Sommer, welcher meist ohne jeden vermittelnden Übergang eintritt und den armen Nordländer um den herrlichen Frühling zu betrügen pflegt, ist der schlimmste Feind der Zarenstadt. Die heißen Strahlen der Sonne zaubern zwar in wenig Tagen das üppigste sommerliche Grün hervor, sie treiben die letzten Eiszellen der blauen Neva in die Flucht, sie befreien aber auch zu gleicher Zeit die bösen Sümpfe von der dichten Frostdecke und unsichtbar, doch bald fühlbar, halten dann die finsternen Geister des Fiebers, unterstützt durch die Ausdünstungen der zahlreichen unsauberen Kanäle der Stadt, ihren Einzug in Palast und Hütte. Dieser ungünstige Umstand, verbunden mit dem geringen Verständnis und der Gleichgültigkeit, welche den sanitären Forderungen der Neuzeit seitens der Behörden wie des Publikums entgegengebracht werden, machen Petersburg zu einer der ungesündesten Großstädte des europäischen Kontinents und seine sommerliche Atmosphäre besonders gefährlich für den noch nicht acclimatisierten Fremden. Die Petersburger selbst entziehen diesen todbringenden Feinden, indem sie so bald als möglich der Stadt den Rücken kehren und ihre Sommerreise über die ganze heiße Jahreszeit ausdehnen. Daher beginnt für Petersburg die „tote Saison“ auch weit eher, als in den übrigen Großstädten: Ende Mai, wo wir in Paris, London, Berlin oder Wien die feine Welt noch zahlreich in den Parks und Promenaden versammelt zu sehen gewohnt sind, ist für die Petersburger Gesellschaft der traditionell gewordene Zeitpunkt des geradezu studienähnlichen Verlassens der Stadt. Die nordische Reizung macht dann einen unbeschreiblich öden und verlassenem Eindruck; Schulen und Theater sind geschlossen, die prächtigen Promenaden und Gärten der Newski entwässert und nur der breite Strom mit

seinem Handelsverkehr, den zahlreichen ein- und auslaufenden Passagierdampfern gewährt noch dem Fremden ein Bild regen Lebens und Treibens. Was nun die Wahl eines Sommeraufenthaltes anbetrifft, so fällt diese dem Petersburger leichter, als irgend einem anderen Großstädter: es giebt eben nicht viel zu wählen und die Zahl der Orte, die neben gesunder Luft, von hübscher Umgebung gar nicht zu reden, auch noch den bescheidensten Komfort für einigermaßen erschwingliche Preise bieten, ist eine verschwindend kleine. Das Wörtchen „fashionable“ spielt in dieser Angelegenheit allerdings dieselbe Rolle wie anderwärts, aber die Macht der Verhältnisse hat seine Bedeutung gegenwärtig sehr herabgedrückt. Die Zeiten sind vorüber, wo die Fremdenlisten von Karlsbad, Franzensbad und Marienbad, diejenigen von Paris und Nizza im Frühjahr und Sommer eine Reihe illustrierter Namen der russischen Aristokratie aufwies. Der russische Adel ist infolge der unermittelten Aufhebung der Leibeigenschaft und seiner maßlosen Verschwendungssucht verarmt und daher nicht mehr imstande, seine Reiselust nach wie vor so weit über die vaterländischen Grenzen auszudehnen. Er zieht sich daher während der heißen Jahreszeit teils auf seine Güter zurück, teils folgt er dem jeweiligen kaiserlichen Sommerlager in Peterhof, Gatschina oder Zarstkoje-Zelo. Diese Orte sind dann auch der Sammelpunkt der Getarifikratie, welche es den Vertretern des „blauen Blutes“ wie anderwärts, so auch hier in allen Dingen gleich zu thun bestrebt ist, trotzdem aber einen so grellen Kontrast zu der wahrhaft vornehmen Gesellschaft bildet, wie er nur durch das gänzliche Fehlen der gebildeten Elemente, welche bei uns die Klüft der Standesunterschiede auszugleichen bestrebt sind, seine Erklärung findet. Und hauptsächlich ist es das weibliche Geschlecht, welches diesen bedauerlichen Mangel außerordentlich scharf, bis zur Lächerlichkeit zu Tage treten läßt: er dokumentiert sich nicht allein in den Manieren, sondern hauptsächlich in der Vorliebe für alles Auffällige der äußeren Erscheinung, und wem es einmal vergönnt war, neben der russischen Dame der wirklich guten Gesellschaft die Frauen der Parvenüs in ihren kostbaren, aber jeden Geschmackes spottenden Toiletten und behangen mit dem denkbar unsinnlichsten Schmuck auf den Promenaden zu begegnen, der wird vergeblich anderorts nach solchen gesellschaftlichen Kontrasten suchen. Bieten nun diese Orte dem verwöhnten und blasirten Großstädter alle jene Annehmlichkeiten des Bäderlebens, deren er zu seinem körperlichen und geistigen Behagen bedarf, so ist der ganze Zuschnitt doch nur für diejenigen berechnet, die sich mit Zug und Redt zu den „oberen Zehntausend“ der Gesellschaft zählen können. Ein großer Teil des höheren Adels verbringt daher, wie schon erwähnt, die heiße Jahreszeit auf den Gütern, um dort ein Leben zu führen, von dessen geisttöbender Monotonie wir uns keinen Begriff machen können. Man muß bei dieser Art des Landlebens auf alles verzichten, was dem modernen Kulturmenschen zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden ist, da die Güter im Inneren des Nischenreiches meist von den Verkehrsstraßen weit abgelegen sind und durch ihre räumliche Ausdehnung, sowie die entsetzlich schlecht gehaltenen Wege selbst den Verkehr mit der allerdings sehr spärlich vertretenen Nachbarschaft bedeutend erschweren. An Naturschönheiten sind diese Gegenden äußerst arm: überall, wohin das Auge blickt, Getreide- oder Rübenfelder, weidende Viehherden und zwischenbüsch die armeligen Hütten der Bauern, die in ihrem äußern gänzliche Anspruchlosigkeit ihrer Bewohner verraten. Unter diesen Umständen gestaltet sich insbesondere das Leben der Frauenwelt zu einem bloßen Vegetieren. Der Herr des Hauses teilt seine Zeit zwischen der Bewirtschaftung des Gutes und dem Vergnügen der Jagd, die Frauen dagegen, durch das rauschende Leben des Winters erschöpft, unlustig zu jeder ernstern Thätigkeit, huldigen auf dem Lande einer geistigen und körperlichen Trägheit, wie sie schlimmer kaum in den türkischen Harems anzutreffen ist. Selbst die Toilette hat allen Reiz verloren, denn für wen soll man sich schmücken? Für den schmutzigen Bauer etwa oder den womöglich noch schmutzigeren Popen, der, niemals ganz nüchtern, nur sehr selten den Fuß ins Herrenhaus setzt? Um die Kindererziehung kümmert sich die vornehme russische Dame sehr wenig: dieselbe bleibt den Ammen und Gouvernanten überlassen; und so reduziert sich denn ihr eigentliches Interesse auf die neuesten Erscheinungen der französischen Romanliteratur oder die kulinarischen Genüsse. Das Kartenspiel nimmt hier natürlich einen womöglich noch hervorragenderen Platz ein, als in der Stadt, und die Fälle, wo ganze Ernten und Viehherden, ja von Seiten der Damen, in augenblicklicher Ermangelung baren Geldes, sämtliche Schmuckgegenstände an einem Abende verpielt werden, kommen, so unglaublich es klingen mag, gar nicht so selten vor. — Wesentlich anders gestaltet sich der Sommer für diejenigen Familien (darunter die meisten Mitglieder der deutschen Kolonie), deren Haupt durch Rücksichten auf den Beruf an die Nähe der Stadt gebunden ist. Diese Familien bevorzugen die Ortschaften der Inseln zum Sommeraufenthalt, da dieselben eine bequeme Verbindung mit der Stadt ermöglichen und im Ganzen keine zu großen Ansprüche an die Kasse stellen. Die Inseln gehören zu den schönsten Punkten in Petersburgs näherer Umgebung, trotzdem bieten sie den Sommerfrischlern außer der frischen Luft nichts, was mit dem Begriffe „Komfort“ die geringste Ähnlichkeit hätte. Unsere deutschen Damen, die eine Badereise oder einen Ausflug ins Hochgebirge als unerläßlichen Abschluß der Sommerreise betrachten und dann bei ihrer Rückkehr über die kleinste ihnen widerwärtige Unbequemlichkeit sich in lauten Klagen ergehen, würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn sie ihre Mitgeschwestern in ihrer russischen Sommerreise beläufigen könnten! Die hölzernen, bauwürdigen, von einem kleinen dürftigen Gärtchen umgebenen Landhäuser bieten für den Mietpreis von 3—400 Mark (für den Sommer) oft kaum notwendigen Schutz gegen Wind und Wetter, und Verfasserin dieses erinnert sich noch mancher Nacht, wo sie unter einem aufgespannten — Regenschirm geschlafen hat! Frösche, Mäuse und allerhand anderes Getier haufen friedlich mit dem Menschen unter einem Dache, und die armen Hausfrauen haben alle Hände voll zu thun, die Lebensmittel vor ihren Angriffen zu schützen. Am schlimmsten sind aber die armen Inselbewohner daran, wenn ein heftiger Orkan, wie er nicht selten vorkommen pflegt, die Wasser der Neva über die niedrig gelegenen Inseln peitscht. Dann ist jeder Verkehr mit der Stadt unterbrochen, kein Schiff wagt sich hinaus, und angstvoll verfolgen die Sommerfrischler das Steigen des Wassers, jeden Augenblick bereit, mit der notdürftigsten Habe weiter hinein ins Land zu flüchten. Ich selbst habe zwei derartige fürchterliche Nächte durchlebt, wo die empörten Wogen bereits an die Gartenmauer schlugen und der Orkan alte Baumriesen nicht nur umbrach, sondern mit den Wurzeln aus der Erde riß! Trotz alledem genießt man aber doch den Sommer, die Kinderwelt jubelt ihm entgegen, die Erwachsenen schöpfen neuen Mut und neue Kräfte für die Anforderungen des Winters, und durchwandert ein Fremder diese bescheidene Kolonie, so wird er überall heitere zufriedene Gesichter sehen. Einen eigentümlichen Reiz, den wir Bewohner der milderen Himmelsstriche nicht kennen, hat der nordische Sommer aufzuweisen: es sind die milden, fast taghellen Nächte. Sie sind märchenhaft schön, gleichviel ob der Mond sich in den klaren Fluten der Neva spiegelt

und wir den süßen Liedern der zahlreichen Nachtigallen lauschen oder ob er sein mildes Licht über die weiten Steppen ergießt und der melancholische Gesang der Bauern aus weiter Ferne an unser Ohr schlägt.

Cäcilie Dose.

Die Kochkunst-Ausstellung, welche von dem Verbands der deutschen Köche in den Räumen der Berliner Philharmonie am 10. Januar veranstaltet wurde, erfreut sich des Protektorats Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Kronprinzessin und wurde von der hohen Frau in Begleitung Sr. kaiserl. Hoheit des Kronprinzen und der Prinzessin Viktoria eröffnet. Der Besuch derselben war namentlich für Hausfrauen außerordentlich lohnend; der Reichtum an Ausstellungsgegenständen wie die Mannigfaltigkeit und Kunstfertigkeit in der Behandlung der Rohstoffe herabzufrapierend. Natürlich kann hier nur von einigen besonders hervorragenden Piecen berichtet werden. Höchst interessant erschien uns namentlich ein Tafelschmuck aus weißem Fett in Form eines breit verzweigten kräftigen Eichenbaumes, dessen Krone und starke Zweige Schüsseln mit Geflügelstücken: farcierte Poularde, Birrhahn, Schnepfe, Kapaun, Fasan, Rebhuhn u. trugen, die zum Teil noch mit Köpfen versehen und an Schwanz- und Flügelsternen kenntlich waren. Sehr schön präparierte sich ein hoher Aufbau, von seinem Verfertiger „Ein Jagdstück“ genannt, ausschließlich aus Wildfleisch bestehend. Gefogte und gebratene Wildschweinsteulen, Rindern, Brustrouladen, Rehkrücken, Rebhühner, Fasanen, Krametsvögel, begleitet von Trüffel, Champignons u., waren zur Herstellung der schönen Piece verwendet. Eines der Komitee-Mitglieder hatte eine ganze große, durch Glasklappen geschützte Tafel aufgestellt, deren Mitte durch einen riesigen Aufsatz aus Fischgerichten eingenommen wurde. Der Aufsatz erhob sich in vier Terrassen, deren unterste mit Moos, Muscheln und Schatieren decoriert war. Hieran reichte sich eine Stufe kleiner Fischbeilagen, daran eine Stufe größerer Fischgerichte in Apfeln, und die Krone bildete ein Niesenlachs in Gelee. Eden, Seiten und Mitte des gefälligen Arrangements bildeten Bachforellen, Karpfen, Goldorfen, Sterlets, Langusten, Krebse u. Um diese Hauptpiecen gruppierten sich Fleisch-, Gemüse- und Fruchtschüsseln in reizendster Form, sogar eine große köstliche braune Broche fehlte nicht. Hervorheben müssen wir auch ein Körbchen aus Koupats, in welchem Früchte in ihren natürlichen Schalen gruppiert waren, die der Kochkünstler mit Creme gefüllt hatte. Ebenso neu erschien uns auf einer anderen Schüssel eine glacierte Melone, eine Form, in der wir diese schöne Frucht noch nie gesehen haben. Ganz allerliebste war ein „Eisenbahnfrühstück“. Im Viereck reichte sich Couvert an Couvert und in der Mitte erhob sich eine Stufenpyramide, die auf kleinen Schüsseln mit wohl vierzigerlei Delikatessen besetzt war, zwischen denen sich Liqueure, Weine, seine Biere u. reizend gruppieren. — Außer den gefochten fertigen Schüsseln waren auch viele Nummern den ungekochten Ingredienzien gewidmet, unter denen sich die Tafel von E. Blankenstein besonders hervorhat, da sich hier neben den allgemein vertretenen landläufigen Futern, Fasanen, Artichoden, Rabieschen u. auch eine zahlreiche Ausstellung fremdländischer Gegenstände vorfand, um deren Einführung sich die Firma sehr verdient macht. Spanische Arabusen, Oliven, Pfefferkörner in Zucker, Pataten (eine kartoffelähnliche Frucht), Salamars (Fische, die gebaden werden) u., daneben Salzsurken und neue Häringe aus Holland, Trepanz, das plötzlich modern gewordene Weichier aus Asien, indische Schwalbennester u. c. Kurz und gut, man konnte von dieser Kochkunst-Ausstellung frei nach Schiller sagen: „Wer zählt die Schüsseln, kennt die Namen, die schmachtet hier zusammen kamen!“ Es war eben alles vertreten, was Zunge und Gaumen nur wünschen können. C. B.

Unsere Illustrationen.

Vorbereitungen zur Hochzeit. „Habt mir, ihr Schwestern, freundlich mich schmücken, dient der Glücklichen heute mir.“ Welche von den dreien auf de la Guardias Bilde ist die „Glückliche“, die sich zu des Lebens schönster Feier bereitet? Der Vater läßt den Beschauer in Ungewißheit darüber. Die sitzende Bräunette, welche uns den Rücken zuehrt und in steif aufrechter Haltung Blumen zum Strauße windet, kommt freilich nicht dabei in Frage. Aber zwischen den beiden andern Schwestern, der stehenden, bereits etwas frauenhaft aussehenden Schönen, deren anmutiges Haupt eine üppige Fülle schwarzen Haars krönt, und zwischen der zur Linken sitzenden reizenden Blondine, welche an einem Schwalbenschwanz zu sitzen scheint und dabei eben so vollständig den linken Arm verbirgt, wie die Schwester den rechten — dürfte die Entscheidung schwer fallen. Die schöne Tugend der Reizlosigkeit ist beiden gleich eigen, nach dem Ausdruck ihrer lebenswürdigen Gesichter zu schließen. Beide scheinen gleich geschaffen, den Mann ihrer Wahl glücklich zu machen, und scheinen es gleich zu verdienen, glücklich gemacht zu werden. Nach ihrer Tracht und der Ausstattung ihres Gemachs zu schließen, sind es Töchter der Empirezeit. Ihre stehenden, hoch unter der Brust gegürteten Röben lassen für unsere durch den modernen Kleiderschnitt mit dem durch das Korsett modellierten langen Taille und Hüften eng umschlingenden Nieder verwöhnten Augen die Anmut und Grazie ihrer jugendlichen Gestalten kaum erkennen. Aber zum Glück für sie empfinden die Männer jener Epoche anders darin als wir, und damals wie in jedem Zeitalter „seit geboren ward die Liebe“ hat der Schnitt der Modetracht, wie grotesk und unliebsam er auch späteren Generationen erscheinen möge, noch nie verhindert, daß der oder die Geliebte der oder dem Liebenden als der oder die herrlichste von allen dünkte, als der Inbegriff aller Schönheit und Grazie, wie aller Tugenden und „als die Quelle der Freubigkeit“. L. P.

Das Konzert. Ein kleiner Teil der kultivierten Menschheit ist in bezug auf alle Konzerte der Ansicht, daß sie ganz hübsch sein könnten, wenn sie nicht „meistens mit Geräusch verbunden“ wären, d. h. wenn keine Musik darin gemacht würde. Einer anderen Partei würde im Gegenteil die Musik, welche sie einzig und allein zum Besuch von Konzerten verlockt, noch viel angenehmer und gemessener sein, wenn man dabei die Herren Musiker und ihre Bewegungen zur Hervorbringung jenes kunstvollen „Geräusches“ nicht zu sehen brauchte; vielleicht mit Ausnahme schöner Sängerrinnen und Virtuofinnen. Goethe gehörte bekanntlich zu dieser Art von Musikliebhabern, welchen der Anblick der „Gestalt des Musikus“ den Eindruck der Musik verkümmert. Wenigstens hat man Grund zu schließen, daß jene Ansicht über diesen Punkt, zu welcher er den Oheim Nataliens in Wilhelm Meisters Lehrjahre sich bekennen läßt, seine eigene gewesen sei: „Die wahre Musik ist allein fürs Ohr; eine schöne Stimme ist das allgemeinste, was sich denken läßt, und indem man das eingeschränkte

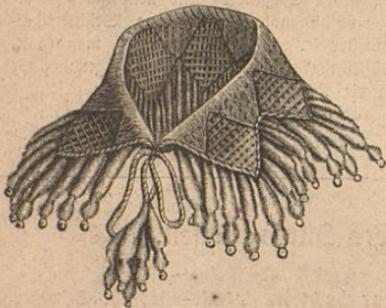
* Siehe Seite 350, Jahrgang 1884.

Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. . . . Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich verstreut haben, „weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer feltamen Geberden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde.“ Diesen Wunsch und Traum Goethes hat bekanntlich Richard Wagner achtzig Jahre später im unsichtbaren Orchester des Bayreuther Festspielhauses in vollendeter Weise realisiert.

Aber feltam: die Maler waren jederzeit der ganz entgegengegesetzten Meinung über jene „feltamen Geberden der Instrumentisten“ und über die „Gestalt des eingeschränkten Individuums“, welches den Gesang hervorbringt. Die Musik ist eben im Bilde nicht darzustellen, sondern einzig die Musiker sind es. Und ausgezeichnete Meister aller Zeiten und Schulen haben Bilder von Konzerten, von singenden und musizierenden heiligen und weltlichen Frauen und Männern gemalt, welche unseren Augen und Seelen unbestreitbar viel reineren und reicherem Genuß gewähren konnten, als so manche Musik ihr unsern Ohren und Seelen zu bereiten vermochte. Das Original unseres Holzschnittes, welcher mit so glänzender eleganter Technik die pikante und reizvolle Malweise des modernen italienischen Meisters wiedergibt, gehört zu dieser Gattung von Konzertdarstellungen. Diese edeln Dilettanti von 1620 sehen in ihren reichen malerischen Kostümen so hübsch und gefällig aus, daß wir ihren Anblick sicher nicht gegen den Klang des von ihnen zu Gehör gebrachten Sertetts vertauschen möchten. Der Maler zählt übrigens zu den etwas zaghaften Realisten, welche in der Schilderung der Wirklichkeit an einem gewissen Punkt Halt machen: er wagte es nicht, seine beiden schönen Sängerrinnen wirklich singend und den jungen schmucken Klarinetisten wirklich blasend darzustellen. Jener erste, vor keiner Konsequenz zurückweichende künstlerische Mut, wie ihn Jan van Eyck in dem singenden Engelchor auf seiner Genfer Altartafel und Menzel in seinem die Flöte blasenden Friedrich II. bewiesen, war nicht Cesare Dettis Sache. L. P.

Die Mode.

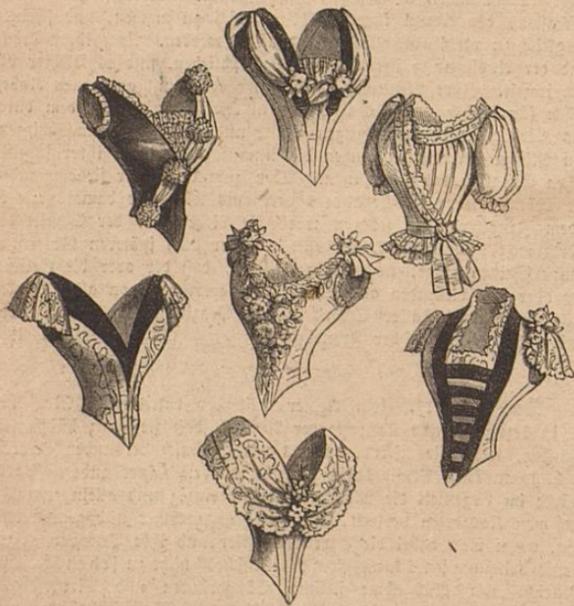
Auch die Mode hat ihr Spielzeug, an dem sie, wenn häufig auch nur für kurze Zeit, ihre feltamen Launen bekundet. So ist es jetzt eine Art kleiner hochstehender Kragen, die ihr Interesse gewonnen hat und die sie teils als Kleider schmuck, teils auch als Schutz für den Hals fungieren läßt. Unter dem Familiennamen „collier parisien“ (das frühere „collier de chien“ ist durchaus von der Mode perhorresziert) sehen sich diese allerliebsten Parüren aus den verschiedensten modischen Stoffen zusammen, um je nach der Toilette elegant oder einfach zu wirken. Breite, à damier gewirkte Galons aus Chenille und Gold, hübsche Passementeriebordüren mit seidenen Grelots oder Goldfingeln, Chenillemarabout mit Perlen grelots, diese geben, auf ein seidenes Band genäht, das erwünschte collier parisien, dessen Schluß vorn Schnur mit Quasten, sowie seitwärts eine Schleife oder Rosette aus satin- oder Grosgrainband vermittelt (siehe Abb. Nr. 1). Für dekollietierte Taillen wählt man vorzugsweise Perlenkolliers, wozu die große Wachsperte, die venetianische Glasperle, die Bourignonperle die genügende Auswahl bieten. Vier Perlenreihen, einem mit Seidenfutter versehenen Düllstreifen aufgenäht, und eine Schleife oder eine hübsche Agraffe als Schluß geben ein reizendes Kollier zu eleganter Toilette.



1.

Selbst Traueroiletten ermangeln dieses Hals schmuckes nicht: Zetperlen auf Düll arrangiert, eine Grelotfranze als unteren, eine schwarze Grasperle als oberen Abschluß, eine Zetgraffe für den Schluß, entsprechen ebenso sehr der Mode wie den strengen Anforderungen dieser Toiletten. Bezugsquelle für Kolliers: Mode-Bazar Gerson u. Co., Berlin.

Im Hinblick auf die Zeit der Feste, in der wir uns befinden, und eingedenk der Mitteilungen in voriger Bazar-Nummer stellen wir heute verschiedene dekollietierte Taillen, die in der Mehrzahl zum Arrangement von Ballkleidern sich eignen, zur Auswahl. Doch nicht



2-8.

diese allein bedingen den Ausschmuck. Derselbe ist so sehr de rigueur, daß er der eleganten Gesellschafts-toilette durchaus das modische cachet verleiht. Hüften- oder Panzertailen, knappe Schopstailen oder Gürteltailen — gleichviel — ein herzförmiger, runder oder ediger Ausschmuck wird von der Mode verlangt. Selbst für die elegantere Theater-

und Konzert-Toilette hat die Mode einen Ausweg nach dieser Richtung gefunden: Blüten aus schwarzem Spitzenstoff oder aus entre-deux von Spitze über dekollietierter Untertaille sind ihr neuestes Diktum (siehe Abb. 2-8).

Ein Toilettenartikel, den die Mode in letzter Zeit mit etwas scheelen Augen betrachtet hatte, beginnt wiederum mehr ihre Gunst zu gewinnen. Sei es Laune, seien es die weiteren Kleiderböde, die dem Jupon erwünschten Spielraum gewähren — genug, die Mode beginnt ihn zum Luxusartikel umzugestalten. Die zartesten Nuancen: rosa, blau, crème, saumon und die subtilsten Stoffe, wie Plüsch, Velveteen, satin müssen bereits dafür herhalten; Lamaspitze und tresse à damier aus Gold und Chenille, Stickereien und die zarte Valenciennespize dienen zum Ausputz in verschiedenster Weise. Bezugsquelle für Jupons: Mode-Bazar Gerson u. Co., Berlin.

Eingehender als seit langer Zeit hat sich die Mode wieder einmal mit unserem Haupthaar beschäftigt; und doch — trotz eines großen meeting hat man kein einheitliches Resultat erzielt. Gott sei Dank! Die société de la Coiffure française hat für individuelle Freiheit plaidiert und der gesunde Sinn der meisten Frauen hat sich demnach zu der Frisur mit nur eigenem Haupthaar entschieden. Kurzes Haar wird demnach historisch: à la Tallien, à la Récamier, à la Hortense oder à la Sévigné frisiert, wozu für den Abend die strahlenden Zuthaten von blühenden Steinen, Blumen und Bändern nicht zu unterschätzen sind. Übrigens muß bemerkt werden, daß die spanische Monarchin Marie Christine in dieser Beziehung auch tonangebend ist, indem sie nach eigener Phantasie eine dem 18. Jahrhundert entlehnte Frisur sich angepaßt hat, die bereits viele Verehrerinnen gefunden hat: eine Haarkrone auf der Höhe des Scheitels, die sich einer auf die Stirn herabfallender Reihe kleiner Lösschen anschließt. Kleinere und größere Lösschen und Locken im Nacken, bei reichem Haupthaar auch herabreichende Flechten sind für dekollietierte Toiletten durchaus erforderlich, um die allzu lange Nackenlinie zu verkürzen. Auch das Kollier wirkt dazu mit. Gepuderte Haarfrisuren tauchen in jeder Festeszeit erneut auf, ohne jedoch bisher festen Fuß gefaßt zu haben. Warten wir es ab, ob sie, wie die roten Hacken der Schuhe und das Wemmet, das eben in Paris viel von sich reden macht, mit den Winterfesten verschwinden oder als neue Acquisition auf dem Moderepertoire fungieren werden.

Beschreibung des kolorierten Stahlbild-Modenbildes vom 1. Februar.

Fig. 1. Promenadetoilette. Dieselbe ist aus Plüsch hergestellt und besteht aus Rock, Taille und kurzem Mantelet; erlicher ist auf einem 220 Cent. weiten Rock aus satin in der Weise der Abb. in Falten arrangiert, mit einer vorn und hinten kurzen Tunika ausgefattet und mit Schleifen und Enden von Atlas, welche mit Grelots abschließen, garniert. Aus gleichem Plüsch ist die kurze, mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossene Taille gefertigt. Das Mantelet hat man mit einem über leichter Batteneinlage durchstepperten Futter von crème-farbenem satin merveilles versehen und mit einer Bordüre von Chenilleschlingen umrandet. Zum Abschließen dienen Gaken und Öfen. Nebenstehende Abb. zeigt die Vorderansicht dieser Toilette.

Fig. 2. Ballkleid für junge Mädchen. Der Rock aus satin ist 80 Cent. hoch mit je 10 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisuren von Tarlatan garniert. Aus gleichem mit Silberfäden durchwirkten Tarlatan sind die am unteren Rande mit breiter Spitze begrenzte, sowie an der rechten Seite gefaltete Tunika und die Taille hergestellt; letztere ist mit einem Lag und Armeln von Spitze verbunden, mit Breittellen von Atlas und mit einer Schärpe garniert. Auf der Schulter und im Haar Bouquets von Rosen.

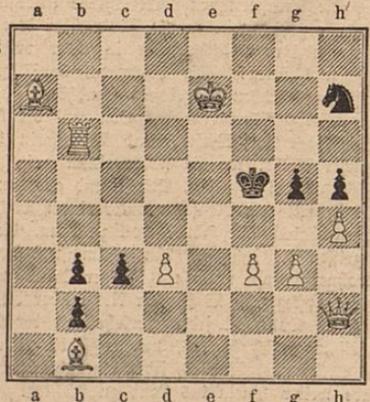


Schach.

Aufgabe Nr. 146.

Von G. F. Slater.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 144 Seite 24.

Weiß.

1. Lg 2 — b 7.

Schwarz.

1. T a 7 oder L a 8 n. b 7.

Weiß.

2. S d 8 — c 6 oder L f 8 — g 7 matt.

A.

Schwarz.

1. K d 4 — e 5 oder anders.

Weiß.

2. L f 8 — g 7 oder S d 8 — c 6 matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Herrn L. A. in Kronstadt. In Nr. 140 hat 1 D a 8 — e 8 keinen Erfolg, weil Schwarz 3. B. wie Sie selbst angeben, K e 4 n. f 3 spielt, worauf L d 1 n. e 2 nicht matt setzt, denn es folgt S e 3 n. e 2. — Herrn A. A. 1. in München. In Nr. 142 nach 1 S a 2 — c 3 folgt 3. B. T c 4 — b 4; alsdann kann weder Dame noch Turm oder Springer matt setzen. Auf 2 S d 5 n. b 4 schlägt K a 6 den Läufer b 6, was Sie wohl übersehen haben. — Herrn v. G. in Frankfurt a. M. Die Lösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32 führt zu einer unbestimmten oder diophantischen Gleichung ersten Grades. Eine klare Auseinandersetzung der Prinzipien, nach denen Aufgaben dieser Art gelöst werden, finden Sie in Leonhard Eulers Algebra. Eine überaus billige Ausgabe dieses unübertrefflichen Werkes ist kürzlich in Pö. Becklams Universal-Bibliothek erschienen. (Preis 1 Mark.) — Fr. Noemi Falkensammer. In Nr. 142 hat

1 D d 7 — c 6 keinen Erfolg, da Schwarz T b 5 — a 5 spielt. In Nr. 140 ist 1 L d 1 n. e 2 ohne Erfolg wegen K e 4 — f 5, worauf sofortiges Matt unmöglich ist. Wenn in Nr. 139 Weiß 1 c 2 — c 3, vermindert Schwarz durch S d 6 — c 4 oder S f 6 — g 4 das Matt, indem nach T d 2 — e 2 der Springer nach e 3, das Schach bedenkend geht. — R. M. 1. in München. Für Nr. 142 verjagt 1 S a 2 — c 3 3. B. wegen T b 5 — a 5, worauf weder S d 5 — b 4 noch irgend ein anderer Zug matt setzt. — F. Paulsen. In derselben Aufgabe wird 1 L f 1 n. e 4 durch c 2 — c 3 L D 7 beantwortet. — August Hirschauer. In Nr. 139 ist 1 c 2 — c 3 wirkungslos, siehe vorher. — R. in Prag. Wenn in Nr. 137 Weiß 1 D f 1 — f 5 spielt, folgt nach L d 3 n. f 5; 2 b 2 — b 3 matt. Ihre Bemerkung also, daß die Lösung mit dem zweiten Zuge unmöglich sei, ist durchaus unrichtig. — G. Stoesser. Jede eingelebte Lösung wird geprüft und Antwort erfolgt in dieser Korrespondenz. Nur etwas Gebuld. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Fr. Antonie v. G. in Potsdam, Bertha Siegmund, Helene Freisinger, Herrn Karl v. Weber, August Krausnick (Nr. 139); Fr. Kathinka v. B. in Prag (Nr. 140); Frau Caro Felsenfest, Helene Berger, Frieberke v. G. in Pest (Nr. 139—141); Antonie Stedmeier, Ludwig Follushayn (Nr. 140 u. 141); W. Springer, K. Brand, Major v. M. in Frankfurt a. M., G. Stoesser (Nr. 140—143); R. A. 2. in München (Nr. 140, 141, 143); Karl Gettick und F. Paulsen (Nr. 139, 141 und 143). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Nebst 139, erhalten von Fr. Emilie Henfinger, Ida Bettelheim, Clara Gieseln, Noemi Falkensammer, Helene Vanger, Antonie Stedmeier, G. S. in Marburg, L. v. M. in Steffin. Fr. St. in Danzig und R. D. in Krakau. Die eingelebten Schachaufgaben werden geprüft werden. — G. Rohr in Breslau. Schiden Sie gef. ein. Wenn brauchbar, willkommen.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 41.

Man wähle aus einem Dominospiele sämtliche Steine, auf denen sich die Points 0 und 1 (Blau und Rot) befinden, und füge drei Steine mit den Points 2 und 5, 2 und 6, 3 und 6 hinzu.

Diese sämtlichen Steine, deren Zahl 16 beträgt, ordne man in ein 16-feldiges Quadrat in der Weise ein, daß die Zahl der Points auf jeder senkrechten und wagerechten, ebenso jeder diagonalen Feldreihe als Summe 18 ergeben. Die Zahl der Points muß also 3. B. auf der senkrechten Reihe a 1, a 2, a 3, a 4 etc.; ebenso auf der wagerechten a 1, b 1, c 1, d 1 etc., endlich auf den diagonalen a 1, b 2, c 3, d 4 und d 1, e 2, b 3, a 4 die Höhe der genannten Summe 18 erreichen.

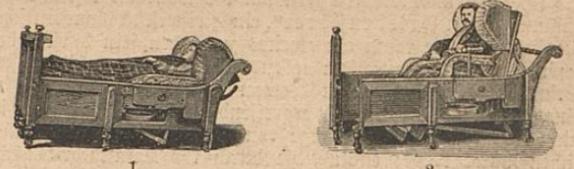
a 4	b 4	c 4	d 4
a 3	b 3	c 3	d 3
a 2	b 2	c 2	d 2
a 1	b 1	c 1	d 1

Auflösung des Doppel-Rebus Seite 44.

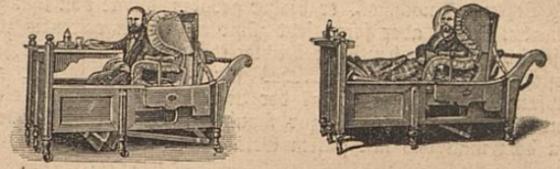
Weiter auch in trüber Zeit. — Leichter-Manschette.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. Das Feisische Krankenbett. Das Vertrauen unserer Leserinnen und Leser führt uns, unter anderen Anfragen verschiedensten Genres, nicht selten auch solche nach mechanischen Vorrichtungen zur größeren Bequemlichkeit für chronische Kranke und andere Schwerleidende zu. Dem leider weit verbreiteten Bedürfnis an solchen Krankenstühlen, Fahrstühlen, Krankenbetten etc. gegenüber, machen wir heute auf ein Fabrikat aufmerksam, das dem leidenden Teil der Menschheit wirksam



zu Gute kommt, in äußerst sinnreicher Weise durch einfachsten Mechanismus allen Wünschen eines Kranken gerecht wird und die Last der Pflege desselben ebenso sehr vermindert, wie sie sein eigenes Behagen erhöht. Es ist dies das Krankenbett von August Feise in Hildesheim (Provinz Hannover), Woblfstraße 156/9. Die Vortrefflichkeit der Konstruktion erregte schon auf der sog. Hygiene-Ausstellung (Sommer 1883) die Aufmerksamkeit und Anerkennung von Sachverständigen in dem Grade, daß Ihre Majestät die Kaiserin Königin Augusta sich bewegen ließ, nach genommener sorgfältiger Einsicht den Fabrikanten, Herrn August Feise aus Hildesheim, aufs wärmste zu



diesem Resultat seiner langjährigen segensreichen Bemühungen um das Wohl Leidender zu beglückwünschen. Wir geben zur Orientierung einige Abbildungen des Krankenbettes in verschiedenen Stellungen, welche hervorbringen die schwache Kraft auch des empfindlichsten Patienten und des kleinsten Kindes genügt. Abb. 1 stellt das Bett als brauchbar für Gesunde und Kranke dar; Abb. 2 zeigt das Bett als Lehnsessel mit Öffnung des Fußendes zum bequemen Verlassen des Bettes; Abb. 3 führt den Patienten vor einem Tisch sitzend vor; Abb. 4 präsentiert das Bett in vorzüglicher Stellung für Herz- und Lungenleidende. Der Preis variiert zwischen Mark 390 und Mark 600.

Verschiedenes. Unkundiger der Mythologie. An der Eröffnung von „Bandorens Büchse“ war Psyche ebenso unschuldig, wie der gute „Herr Nachbedacht“ Epimetheus. Kaum hatte dieser, von der listig-liebrenden Pandora betört, aller Warnung ungeachtet, dieselbe zum Weibe genommen, als sie (sie selbst!) ihr „Mitgebrachtes“, die Büchse öffnete und damit allem den Menschen bis dahin unbekanntes Übel und Leid den Weg in die Welt öffnete. Dann flog sie selbst davon und „Herr Nachbedacht“ hatte nun auch das „Nachsehen“. Ein Trost blieb ihm, aber was für einer! Auf dem Grunde der leeren Büchse fand er als Rest die „trügerische Hoffnung!“ „Hoffnung auf was?“ fragen Sie. Nun, daß er mit einer zweiten Frau — besser fahren werde! — G. Z., Wien. Maria Bacano. — Dr. v. L., Prag. Hoffmanns Haushaltungsbuch, in trefflicher Ausstattung, sei Ihnen als praktisch und nützlich, auch durch schätzenswerte Beigaben, empfohlen.

Für die Fastenzeit. Masken-Kostüme.

Ein Masken-Album mit ca. 80 Kostüm-Entwürfen, 18 Blatt Folio-Format, teils ff. koloriert, teils in Schwarzdruck. 2. vermehrte Auflage. Mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe. Preis 4 M. = 2 fl. 40 kr. G. W.

Diese Sammlung der dem „Bazar“ 1871—1884 beigegebenen Maskenbilder ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, welche auf den „Bazar“ Abonnements annimmt oder — wo eine solche Buchhandlung fehlt — von der Unterzeichneten direkt per Post, gegen Einzahlung von M. 4.50 = 2 fl. 65 kr. D. W.

Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Wilhelmstr. 46/47.